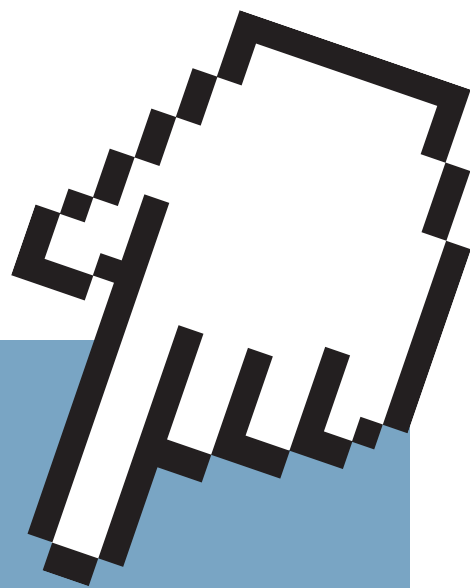


PRO GEISTESWISSENSCHAFTEN



Ann-Katrin Schröder • Michael Sonnabend • Heinz-Rudi Spiegel (Hrsg.)

Geistesgegenwart und Geisteszukunft

Aufgaben und Möglichkeiten
der Geisteswissenschaften



EDITION|STIFTERVERBAND

PRO GEISTESWISSENSCHAFTEN

Geistesgegenwart und Geistesukunft

Aufgaben und Möglichkeiten der Geisteswissenschaften

Vorträge und Diskussionen der Konferenz

„Erinnern – Verstehen – Vermitteln – Gestalten“
Die Geisteswissenschaften in der Wissensgesellschaft“

31. Mai 2006 bis 1. Juni 2006
Deutsche Bank Forum, Berlin

Eine Publikation der Initiative „Pro Geisteswissenschaften“
Herausgegeben von Ann-Katrin Schröder, Michael Sonnabend und Heinz-Rudi Spiegel

Bibliografische Information der Deutschen Bibliothek
Die Deutsche Bibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliographie;
detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

ISBN-10:3-922275-18-4
ISBN-13: 978-3922275-18-3

Das Werk ist urheberrechtlich geschützt. Die dadurch begründeten Rechte, insbesondere die der Übersetzung, des Nachdrucks, der Entnahme der Abbildungen, der Funksendung, der Wiedergabe auf fotomechanischem oder ähnlichem Wege und der Speicherung in Datenverarbeitungsanlagen, bleiben vorbehalten.

Verlag, Herausgeber und Autoren übernehmen keine Haftung für inhaltliche oder drucktechnische Fehler.

© Edition Stifterverband – Verwaltungsgesellschaft für Wissenschaftspflege mbH, Essen 2007

Barkhovenallee 1
45239 Essen
Tel.: (02 01) 84 01-181
Fax: (02 01) 84 01-459

Gestaltung

SeitenPlan GmbH Corporate Publishing, Dortmund

Druck

Druckerei Schmidt, Lünen

Fotos

Hand Titel, S. 3ff: www.gettyimages.com
Alle weiteren Fotos: Frank Nürnberger/event-photo.biz



Tagungsort zwischen Klassik und Moderne:
Das Deutsche Bank Forum in Berlin.

Inhalt

Vorwort

Arend Oetker

Die Welt durchdringen

6

Erinnern – Verstehen – Vermitteln – Gestalten Geisteswissenschaften in der Wissensgesellschaft

Friedrich Wilhelm Graf

Profession und Alltagswissen

Die Situation der Geisteswissenschaften in Deutschland

10



Ulrich Herbert 26
Jenseits der Katastrophen
Zum Stand der deutschen Zeitgeschichtsforschung

Michael Hagner 46
Verstehen und Vermitteln
Geistes- und Naturwissenschaften

Martin Roth 56
Vermitteln und Gestalten
Geisteswissenschaften und Praxis

Podiumsdiskussion 64
Zwischen Angebot und Nachfrage
Die „Freiheit“ der Geisteswissenschaften
Mit Beiträgen von Ulrich Herbert, Wolfgang Herrmann,
Sybille Krämer, Wilhelm Krull, Frieder Meyer-Krahmer,
Arend Oetker und Günter Stock



Voraussetzungen und Perspektiven Geisteswissenschaften im Wandel

Ulrich Raulff 74
Alte und neue Ziele
Wissen – Bildung – Orientierung

Klaus-Dieter Lehmann 84
Alte und Neue Medien
Bibliotheken – Archive – Internet

Sybille Krämer	96
Die Situation großer und kleiner Fächer	
Zwölf Thesen	
Lothar Ledderose	104
Kleine Fächer in internationaler Perspektive	
Vernetzung – Qualität – Konkurrenz	
<i>Podiumsdiskussion</i>	112
Zwischen Misere und Nutzlosigkeit	
Voraussetzungen und Ziele der Geisteswissenschaften	
Mit Beiträgen von Horst Bredekamp, Hans-Joachim Gehrke, Friedrich Wilhelm Graf, Christoph Marksches	
Anhang	
Die Initiative „PRO GEISTESWISSENSCHAFTEN“	118



Der Unternehmer und Präsident des Stifterverbandes, Arend Oetker, eröffnete die Tagung im Deutsche Bank Forum zu Berlin.

Arend Oetker

Vorwort

Lassen Sie mich mit einem Zitat beginnen: „In Form sind die Geisteswissenschaften nicht. In Disziplinen und Unterdisziplinen zersplittert, haben sie sich von den großen Sinnfragen ab- und dem kleinstmöglich Fragbaren zugewandt. Ihre Forschungsperspektive ist oft rückwärts gerichtet, ihr Wissenschaftsbegriff zwangsläufig ungeklärt. Sie haben sich auf eine verhängnisvolle Suche nach dem eigenen Nutzen eingelassen, die sie zu Reparaturwissenschaften der Natur- und Wirtschaftswissenschaften degradiert, zu Ethiklieferanten und Orientierungsdienstleistern.“

Dies schrieb Andreas Sentker in der ZEIT. In diesem kurzen Ausschnitt zeigt sich meines Erachtens schon einiges von dem Dilemma, in dem sich die Geisteswissenschaften heute befinden. So wird auf der einen Seite immer wieder die große, vielleicht wachsende Bedeutung der Geisteswissenschaften für die globalisierte Gesellschaft beschworen. Die Geisteswissenschaft-

ten auf ihre Orientierungsfunktion reduzierend, verliert man auf der anderen Seite ihre grundsätzliche Aufgabe, die Welt ästhetisch, philosophisch, historisch zu durchdringen, aus den Augen. Die Geisteswissenschaften sind kein Luxus, den sich eine Gesellschaft leistet. Jenseits aller Kosten-Nutzen-Analysen braucht jede Gesellschaft die Geisteswissenschaften. Die Geisteswissenschaften haben genauso ihren selbstverständlichen Platz in der Wissenschaft wie alle anderen Disziplinen. Die Geisteswissenschaften brauchen sich nicht dafür zu rechtfertigen, dass es sie gibt.

Worüber man sehr wohl streiten kann und muss, ist die Frage, ob die Geisteswissenschaften noch „gut aufgestellt“ sind. Ob sie in der Lage sind, mit ihren Methoden und Disziplinen den Herausforderungen und Problemen der modernen Gesellschaft zu begegnen. Ob sie die richtigen Fragen stellen. Ob ihre Antworten uns erreichen und befriedigen. Ob sie in der Lage sind, Erkenntnisse zu liefern, die nur sie imstande sind, zu liefern.

Um diese Themen ging es uns auf der hier dokumentierten Konferenz. Im Mittelpunkt standen Fragen nach der Professionalität der Geisteswissenschaften. Und warum die Geisteswissenschaften nicht immer nur für Orientierung sorgen sollten, sondern auch für Verunsicherung und Irritation. Die Konferenz beschäftigte sich mit dem Wandel in den Geisteswissenschaften: mit dem Wandel von geisteswissenschaftlichen Arbeitsformen oder mit den politischen und ökonomischen Auswirkungen auf das geisteswissenschaftliche Fächerspektrum an unseren Hochschulen.

Gemeinsam mit der Fritz Thyssen Stiftung, mit der VolkswagenStiftung und der ZEIT-Stiftung haben wir diese Tagung organisiert. Alle vier Organisationen zusammen bilden die Initiative „Pro Geisteswissenschaften“. Diese Konferenz war der Auftakt für eine Serie von weiteren Konferenzen und Workshops, um die das Kernprogramm der Initiative „Pro Geisteswissenschaften“ – nämlich die Dilthey-Fellowships und die Möglichkeit zum Schreiben von Opera Magna – ergänzt und erweitert wird. Damit sollen Inhalte und Stellenwert der Geisteswissenschaften einer breiteren Öffentlichkeit vermittelt werden.



Geisteswissenschaften in der Wissensgesellschaft

Erinnern

Verstehen

Vermitteln

Gestalten

Friedrich Wilhelm Graf

Profession und Alltagwissen

Die Situation der Geisteswissenschaften in Deutschland

Geisteswissenschaftler werden ihre Funktion als gesellschaftliche Orientierungsgeber nur dann wiedererlangen, wenn sie verlässliches Wissen erzeugen. Nur mit seriösem Qualitätsanspruch wird es ihnen gelingen, sich gegen selbsternannte Sinnstifter aller Couleur durchzusetzen. Doch immer schneller wechselnde wissenschaftliche Moden, unnötige Anbiederei beim Werben um Drittmittel und gegenwartsmüde Selbstvergessenheit mancher Disziplinen schwächen das Ansehen der Gelehrten.

Deutsche Geisteswissenschaftler jammern gern. Selbst dann, wenn große Stiftungen und Förderorganisationen Spezialinitiativen „pro Geisteswissenschaften“ starten, bleibt die Selbstwahrnehmung vieler Betroffener stark auf den Grundton von ritueller Klage und Selbstmitleid fixiert. Depressionsrhetorik wird insbesondere kultiviert, wo man neiderfüllt auf die angeblich gigantischen Summen blickt, die „die Naturwissenschaftler“ im permanenten Ressourcenkampf erhielten und zunehmend „den Geisteswissenschaftlern“ wegnähmen. Um es gleich hier zu sagen: Ich halte die Krisenszenarien vom sogenannten „Bedeutungsverlust der Geisteswissenschaften“ für ebenso falsch wie die maßlose Selbstüberschätzung der eigenen gesellschaftlichen Relevanz, wie sie etwa in der arroganten These des Berlin-Brandenburgischen „Manifests Geisteswissenschaften“ zum Ausdruck kommt, dass sich nur in den Geisteswissenschaften die moderne Welt in „Wissenschaftsform“ begreife. Mit relativ simplen Instrumenten einer Sozialgeschichte der höheren Bildungsinstitutionen und des Wissenschaftssystems lässt sich erkennen: Nie zuvor wurden an deutschen Universitäten so viele Geistes- und Kulturwissenschaftler ausgebildet wie in den letzten vierzig Jahren. Wohl nirgends sonst in Europa, und vielleicht auch: in der Welt, werden vergleichbar große Mittel in geisteswissenschaftliche Grundlagenforschung investiert. Drei Viertel aller deutschen Geisteswissenschaftler finden einen ihren Kompe-



Friedrich Wilhelm Graf ist ordentlicher Professor für Systematische Theologie und Ethik an der LMU München.

tenzprofilen entsprechenden Arbeitsplatz. Krisenphänomene, die ich keineswegs leugne, lassen sich zu einem erheblichen Teil als nicht-intendierte Folgen der schnellen Expansion geisteswissenschaftlicher Lehre und Forschung seit den 1960er-Jahren deuten. Viele der Probleme, mit denen Geisteswissenschaftler derzeit kämpfen, sind hausgemacht. Dann sollte man sie auch selbst zu lösen versuchen und Hilfe nicht immer von anderen erwarten.

Wer sich als Intellektueller öffentlich über „Profession und Alltagswissen“ äußert, steht unter Professionalitätspflicht. Meine akademische Profession ist die Systematische Theologie. Die Theologie wird in nahezu allen neueren programmatischen Texten zur Lage der Geisteswissenschaften in Deutschland nicht zu diesen gerechnet; als eine der drei oberen Fakultäten war (und ist) sie analog zu Juristerei und Medizin ja nicht zweckfrei, sondern auf funktionsspezifische Erkenntnis wahrer Religion und die Bildung einer Funktionselite für die Kirche als Institution bezogen. Allerdings hat die Theologie im Rahmen der Dogmatik, also der geordneten, systematisch lehrhaften Darstellung der christlichen Glaubenswahrheiten, früh schon eine eigene Lehre vom Geist ausgebildet, die sogenannte Pneumatologie, in der es um Gottes Wirken als Geist oder genauer: als Heiligen Geist ging. Der Pflicht, über „Geisteswissenschaften in der Wissensgesellschaft“ professionell, im Gebrauch professionspezifischer Kompetenzen, zu reden, entspreche ich deshalb durch Erinnerung an einige sehr alte Grundeinsichten der theologischen Geistlehre – auch wenn dies in einer komplexen „Wissensgesellschaft“ des frühen 21. Jahrhunderts archaisch, regressiv, realitätsvergessen wirken mag. Ich habe zur Vorbereitung dieses Vortrages noch einmal in der Bibel gelesen, in alten theologischen Folianten geblättert, mir erneut die systematische Grundstruktur von Hegels Philosophie des absoluten Geistes vergegenwärtigt, die üblichen Dilthey- und Weber-Zitate nachgeschlagen und

Nicht nur Geisteswissenschaftler haben ein Mandat zur Proliferation von Orientierungswissen, sagt F. W. Graf.



neben dem erwähnten Manifest auch die sehr viel überzeugenderen „Empfehlungen des Wissenschaftsrates zur Entwicklung und Förderung der Geisteswissenschaften in Deutschland“ eifrig studiert. Ich will einige elementare Fragen ins Gedächtnis rufen, die im hektischen Tagesgeschäft von uns Antragstellern und Großprojektmanagern leicht in Vergessenheit zu geraten drohen.

Aber nun genug der Vorreden: Mein Vortrag hat ganz klassisch drei Teile. Erstens geht es um die bei Geisteswissenschaftlern, jedenfalls früher, beliebte „Kathedersprophetie“ (Max Weber). Zweitens werde ich mich kurz – und hoffentlich sarkastisch genug – dem wissenschaftsgeschichtlich bislang kaum angemessen gewürdigten Phänomen selbstinduzierter Geistlosigkeit zuwenden, und drittens erinnere ich an Salomos Weisheit, dass sich Geist nicht herbeizwingen lässt.

1. Kathederpropheten, oder: vom Gelehrten-Intellektuellen im neuen „Strukturwandel der Öffentlichkeit“

Der Begriff „Geisteswissenschaft“ und sein Plural sind Neologismen der „Sattelzeit“ um 1800. Der Begriff beerbt zunächst den alten theologischen wie philosophischen Begriff der Pneumatologie, der „Geistlehre“ bzw. „Lehre vom Geist“, und gewinnt im 19. Jahrhundert dann zunehmend einen neuen Bedeutungsgehalt als Gegenbegriff zum Begriff „Naturwissenschaft“ bzw. „Naturwissenschaften“. Die begriffs- und ideenhistorisch höchst spannenden Einzelheiten kann ich jetzt nicht erzählen. Beachtung verdient jedoch, dass auch im späten 19. und frühen 20. Jahrhundert, trotz Wilhelm Diltheys programmatischer Beschwörung der Selbstständigkeit der „Geisteswissenschaften“, der Begriff umstritten blieb; um dezidiert methodischer Autonomie gegenüber den Naturwissenschaften willen zogen die Meisterdenker der südwestdeutschen Schule des Neukantianismus den (ebenfalls um 1800 geprägten) Begriff der „Kulturwissenschaften“ vor, und andere prominente Geistes- oder Kulturwissenschaftler der Epoche wie beispielsweise Ernst Troeltsch sprachen lieber von „historisch-ethischen Disziplinen“. Alle drei Begriffe spiegeln einen hohen normativen Anspruch. Die Geistes- oder Kulturwissenschaftler um 1900 sahen sich als Hüter der symbolischen Kapitalien der Menschheit und speziell als Wächter der „Kulturwerte“ der deutschen Kulturturnation. Zwar war ihre Deutungsarbeit an Texten, Kunstwerken, Symbol-



welten und sonstigen Sinnstoffen um besserer, prägnanterer Erkenntnis willen immer spezialisierter geworden, geprägt von Andacht zum Detail, Kult der Fußnote und immer neuer Ausdifferenzierung von Disziplinen fürs je Besondere. Aber jenseits der positivistischen Routinen ihrer Arbeit als „Kärner“ oder „Fachmenschen“ kultivierten die geisteswissenschaftlichen Mandarine in den Universitäten des Kaiserreichs doch einen extrem hohen kulturelitären Anspruch: Viele von ihnen wollten der Kulturturnation jene verbindlichen „Werte“ liefern, allgemein anzuerkennende Muster der Weltdeutung und Lebensführung, die zur Integration der in konkurrierende sozial-moralische Milieus fragmentierten pluralistischen Gesellschaft beitragen. Deshalb schrieben sie nicht nur gelehrte Studien für die weltweite Fachöffentlichkeit, also für Kollegen, Nachwuchswissenschaftler und Studierende ihrer jeweiligen Disziplin, sondern bemühten sich durch große populäre Synthesen, durch Essays in den zahllosen neuen Kulturzeitschriften, durch publizistische Intervention in den Feuilletons der Tagespresse darum, ein allgemeines „gebildetes Publikum“ zu erreichen.

Zahlreiche bedeutende Geisteswissenschaftler agierten als „politische Professoren“ oder als „Gelehrtenpolitiker“ und wollten, trotz der modernitätsspezifischen funktionalen Trennung von Politik und Wissenschaft, jenseits der zersplitterten kleinen Fachöffentlichkeiten ihre Deutungsmacht über Bildungsgüter auch in den öffentlichen Debatten über konkurrierende kulturelle Orientierungen, Ideenpolitik, Geschichtspolitik und Ethosformen geltend machen. In den Universitäten vermittelten sie ihr Bildungswissen nicht nur künftigen Kulturbeamten wie insbesondere den Gymnasiallehrern, sondern auch den kommenden Funktionsträgern einer neuen, schnell expandierenden Medienöffentlichkeit und „Kulturindustrie“. In den Verteilungskämpfen um ideelle Güter machten die Vertreter neuer Wortberufe, die Literaten, Schriftsteller, Journalisten und Öffentlichkeitsarbeiter den professoralen Geistesgrößen zwar zunehmend Konkurrenz. Die Gelehrten erlebten hier seit ca. 1890 zunehmend Prozesse „kultureller Enteignung“ (Dieter Langewiesche), weil neue Meinungsmakler nun das Geschäft von Erinnern, Erklären, Zuspitzen und Vermitteln sehr viel effizienter, intensiver, professioneller betrieben als Universitätsprofessoren, die immer die Spannung zwischen Spezialistenrolle und generellem Mitgestaltungsanspruch auszuhalten hatten. Aber im Unterschied zum freischwebenden Intellektuellen, dem


man in Deutschland gern „zersetzende Kritik“, falschen „Alarmismus“ oder „verantwortungslose Desorientierung“ des Publikums vorwarf, konnte der Gelehrte lange Zeit die Aura wahren, dank seiner wissenschaftlichen Erkenntnisse besser, weiter zu sehen als andere, also über bloße Expertenrollen hinaus zum wichtigsten gesellschaftlichen Orientierungsgeber zu taugen. Der Gelehrte ließ sich seine Erkenntnisgewinne gleichsam in Kulturprestige auszahlen.

Davon träumen, wie die in den letzten Jahren geführten Debatten über eine mögliche „Nationalakademie“ der Berliner Republik zeigen, auch heute noch viele Professoren und Gelehrtenpolitiker, wenn sie sich ein spezifisches Mandat zur Politik- oder Gesellschaftsberatung zuschreiben. Aber was schon im späten Kaiserreich oder in der Weimarer Republik zu beobachten war, gilt heute, unter den Bedingungen der elektronischen Medienrevolutionen, in verstärktem Maße: Gelehrte und speziell Geisteswissenschaftler haben keinerlei exklusives Mandat zur Proliferation von Orientierungswissen. Sie können ihre wissenschaftlichen Erkenntnisse, ihre Forschungsergebnisse und auch ihre wer weiß wie gewonnenen sonstigen Lebenseinsichten in die

öffentlichen Diskurse einbringen. Doch sie tun dies de facto in Kommunikationswelten, in denen der einstmalige so starke Glaube an eine besondere Autorität von reiner Wissenschaft und Gelehrtentum vielfältig unterminiert ist.

„Wissensgesellschaft“ ist, sehe ich recht, eine Übersetzung des 1966 von Robert E. Lane im „American Sociological Review“ geprägten Begriffs der „knowledgeable society“, einer Gesellschaft, in der Bildung und Wissenschaft zunehmend stärker für die Lösung modernitätsspezifischer, etwa selbst durch technische Folgen von Wissenschaft erzeugter Probleme instrumentalisiert werden. Funktional differenzierte moderne „Wissensgesellschaften“ mögen Experten für alle möglichen Formen der Risikoabschätzung, Gefahrenprävention und Steuerungsoptimierung benötigen. Aber ihr Bedarf an staatlich alimentierten Professoralpropheten oder moralisierenden Orientierungsgurus existiert nur insoweit, als manche meiner geisteswissenschaftlichen Kollegen nun einmal lieber in Bahnhofsbuchhandlungen vermarktet oder in Talkshows vernommen werden wollen als allein im universitären Seminarbetrieb zu glänzen.“

Solche Popularisierung kann sich, wie ich gerade mit Blick auf mein Fach betonen möchte, in Deutschland durch eine altehrwürdige bildungsbürgerliche wie später auch proletarische Tradition legitimiert sehen; dass um der Aufklärung des Volkes willen neben der rein akademischen Gottesgelehrsamkeit auch eine eigene theologia popularis nötig sei, kann man schon zu Ende des 18. Jahrhunderts in Hunderten von Theologentraktaten lesen. Heute aber stehen Populärwissenschaft-



„Manche meiner Kollegen wollen lieber in Bahnhofsbuchhandlungen vermarktet oder in Talkshows vernommen werden als allein im Seminarbetrieb zu glänzen.“

ler nun einmal verstärkt in Konkurrenz zu all jenen Trivialisierungsspezialisten, die – als Sachbuchautoren, Journalisten und schreibende Fernsehmoderatoren – in neuen Infotainment-Formaten Weltbilder formen oder den Standort Deutschland durch Umkehrappelle retten wollen. Solche Spezialisten fürs Griffige, Übersichtliche, Eindeutige haben neben den Tausenden von Medienprofis einen erheblichen Einfluss auf jene politisch-kulturellen Diskurse, in denen Alltagswissen sich sowohl spiegelt als auch geformt wird – schon deshalb, weil sie sich zu prinzipiell allem und jedem zu äußern vermögen, vom Methusalem-Komplex über die Energieversorgung bis hin zum Jugendlichkeitswahn.

Das in meinen Augen Dümme, was Geisteswissenschaftler tun können, ist es, den Meinungsbildungsvorsprung solcher Alltagswissensbildner nun kulturkritisch zu bejammern. Denn erstens schreiben viele Journalisten und nichtakademische Sachbuchautoren einfach besser, eleganter, allgemeinverständlicher als die meisten universitären Geisteswissenschaftler. Zweitens ist bei ihnen, auch aufgrund ganz anderer kultureller und politischer Vernetzungen, der Spürsinn fürs Relevante, die zeitsensible Aufmerksamkeit für aktuelle, heiße Themen und Fragestellungen deutlich stärker entwickelt als bei zahlreichen Gelehrten, deren Problemperspektiven zu meist disziplinar eng begrenzt sind. Drittens wäre es nur neue Priesterherrschaft, wollte man sich qua Stand, als Professor oder Gelehrter, irgendeine bevorrechtigte Meinungsbildungskraft zuschreiben. Im Zeitalter des Internets, der global-ubiquitären Massenkommunikation, ist Wissen nun einmal unbegrenzt verfügbar, und dass für die extreme Verdichtung von Netz-Kommunikation auch der Preis zu zahlen ist, in Abertausenden von unredigierten Beiträgen mit ganzen Heerscharen von Fehlerleuten konfrontiert zu sein, muss als Begleiterscheinung der elektronischen Demokratisierung von Wissensproduktion und -distribution hingenommen werden.

Ich fasse zusammen: In komplexen Wissensgesellschaften des frühen 21. Jahrhunderts, die unter den Bedingungen ökonomischer wie medialer Globalisierung Alltagswissensbildung kaum noch zu steuern vermögen, befinden sich Geisteswissenschaftler nun einmal in einer Konkurrenzsituation oder, anders formuliert, auf einem Markt der vielen Meinungsmitbildner. Dann sollten sie die Logik der Konkurrenz verstehen und das tun, was auf allen Märkten gilt: Überleben kann auf Dauer nur, wer seine Corporate Identity pflegt und für eine verlässliche Qualität der von ihm angebotenen Produkte sorgt. Gerade in der Konkurrenz mit den vielen Popularwissensproduzenten müssen sie ein Eigenrecht des alltagsferneren, zeitgeistdistanzierteren gelehrten Fachwissens deutlich machen können und, im gelingenden Fall, den Nachweis zu erbringen imstande sein, dass im Wissenschaftssystem im

„Das Dümme, was Geisteswissenschaftler tun können, ist es, den Meinungsbildungsvorsprung der Alltagswissensbildner kulturkritisch zu bejammern.“



Großen und Ganzen noch immer seriöseres, verlässlicheres Wissen erzeugt wird als an anderen Orten der Wissensproduktion und Ideenvermarktung. Solche Seriosität hängt entscheidend davon ab, dass man zu Qualitätsmanagement imstande ist, also zwischen guter und weniger guter Geisteswissenschaft prägnant zu unterscheiden weiß, und dass man, gegen die Omnipotenzphantasmen der Allzuständigkeit, die Grenzen seines Wissenkönnens anerkennt. Genau hierin liegt, meiner Wahrnehmung nach, ein entscheidendes Problem der „Geisteswissenschaften in der deutschen Wissensgesellschaft“: Wir haben ein Professionalitätssicherungsdefizit. Wir haben zu wenig Aufmerksamkeit in die Sicherung und Stärkung fachlicher Standards, oder, betriebswirtschaftlich formuliert, in Qualitätssicherungsmaßnahmen investiert. Damit bin ich bei meinem zweiten Punkt:

2. Selbstinduzierte Geistlosigkeit, oder: von den nichtintendierten Folgen der Expansionsdynamik

Weltweit, vor allem in den USA und leicht verspätet dann auch in Deutschland selbst, haben Ideenhistoriker viel Energie in die Wissenschaftsgeschichten der deutschen Geisteswissenschaften investiert. Gern wurden ihre idealistisch verblasene Ferne zu den harten Realitäten des modernen okzidentalen Betriebskapitalismus oder ihre Anfälligkeit für alle möglichen antiliberalen, antidemokratischen, antiwestlichen Utopien umfassender Vergemeinschaftung kritisiert. Seit Fritz Ringers „The German Mandarins“, Rüdiger vom Bruchs Arbeiten über wilhelminische Gelehrtenpolitik oder Gangolf Hübingers Studien über deutsche Gelehrten-Intellektuelle wissen wir um die hohe Ideologiefanfälligkeit, die Genese, Entwicklung und institutionelle Differenzierung der Geisteswissenschaften in Deutschland mitbestimmen. Allerdings ist es sehr viel leichter, in der Ideenpolitik der Früheren blinde Flecken, dunkle Schatten, ideologische Verstrickungen zu erkennen, als sich reflexiv zur möglichen Ideologisierung der eigenen Erkenntnispraxis zu verhalten. Kein Vernünftiger wird ja behaupten wollen, dass Tunnelblick und Befangenheit allein ein Problem der anderen seien. Geistes- und Sozialwissenschaften sind hier nun einmal deutlich gefährdeter als die Naturwissenschaften. Als Zeithistoriker oder Memorialkulturingenieure, als philosophische Zeitgeistdeuter oder Pneumatopbewahrer sind ihre Protagonisten immer schon in die ideenpolitischen Konflikte der Kultur verstrickt, die sie deuten wollen oder die den je gegenwärtigen, aktuellen Deutungshorizont ihrer Forschungen bilden; selbst der Elfenbeinturm reiner Fachwissenschaft steht als Gegenwartsfluchtarchitektur oder Kunstbau der Weltenthobenheit ja an einem klar identifizierbaren diskursiven Ort. Gerade wer die „gesellschaftliche“ oder „politische Relevanz“ seiner Wissenschaftspraxis stärken will, macht sich sehr stark abhängig von kulturellen Modetrends, Zeitgeist-

konjunkturen, den Mechanismen einer Medienkultur, deren Aufmerksamkeitsökonomie primär das pathetisch Grelle, skandalös Außergewöhnliche, reißerisch Außenseiterische prämiiert.

Es mag meiner disziplinspezifischen Perspektive, dem nun einmal alteuropäisch befangenen Blick des Gottesgelehrten geschuldet sein, dass ich mich noch über die Geschwindigkeit wundere, in der in vielen Geisteswissenschaften während der letzten dreißig Jahre die Theoriemoden immer schneller, hektischer wechselten. Kaum hatte man bei Berger/Luckmann „the social construction of reality“ kapiert und das kleine konstruktivistische ABC gelernt, wurde man im postmodernen Dekonstruktionsparcours von einem *turn* zum nächsten gejagt: *cultural turn*, *linguistic turn*, *spacial turn*, *iconic turn* und so fort; derzeit, im Exzellenzfrühling trägt man wieder viel Bild und Topos, also Raum, was man aber so nicht sagen darf, weil „Raum“ im deutschen Diskurs politisch ja eher verdächtig klingt. Auch empfiehlt sich die Ritenpflicht des kleinen Foucault-Credos, dass die Monomythen der okzidental Vernunft bloß Meistererzählungen der Unterdrückung sind. Spätestens dann, wenn entsprechende Begrifflichkeiten in die Dissertationen von Pädagogen oder Habilitationsschriften von Fachdidaktikern eingewandert sind, weiß man vergleichsweise genau, dass das jetzt nur noch der Theoriejargon von vorgestern ist. Sehr schnell sieht man alt aus in den Geisteswissenschaften, trägt die falschen Sehhilfen oder Begriffskleider, die abgenutzt wirken. Die Verfallszeit der literarischen Produkte in den Geisteswissenschaften droht sich fortwährend zu beschleunigen, und viele der quantitativ überdimensionierten Qualifikationsschriften sind de facto nur Tertiärliteratur.

Keine Sorge, ich werde jetzt kein wissenschaftskulturkritisches Lamento anstimmen. Denn es lassen sich ja auch andere, gegenläufige Tendenzen beobachten: exzellente Dissertationen, die, vergleicht man sie mit früheren Standards, als ausgezeichnete Habilitationsschriften gegolten hätten, eine selbstverständlich gewordene Internationalität der Wissenschaftsbiografie vieler Jüngerer, der Mut zur intellektuellen Provokation und ein neuer Stilwille. Andererseits aber ähnelt der Zustand vieler Geisteswissenschaften dem Hochschulbau der 1970er-Jahre: Platte für Masse. Der hastige Ausbau hat in Verbindung mit der extrem schnellen Pluralisierung von Ansätzen, Methoden und Sehweisen auch viel Wildwuchs befördert.


Dem permanenten Kampf um Drittmittelressourcen sind manch gute Sitten zum Opfer gefallen: Man muss jetzt „Leitbilder“ schreiben oder Ethik-Kodizes auf seine Homepage stellen, weil elementare Professionstugenden, ein Berufsethos abhanden gekommen sind. Vertraulichkeit etwa in Personalangelegenheiten ist durch Dauertuschelei abgelöst worden und Diskretion zu einer alteuropäischen Residualkategorie herabgesunken. Obendrein darf man

in bisweilen obszöner Selbstanpreiserei auch Halbseidenes tragen. Ich verweise auf ein einziges Beispiel. Seit dem 11. September ist die Zahl der Islam-Experten unter deutschen Kulturwissenschaftlern exponential explodiert. Wer auf den Dauerdiskursforen der Kulturwissenschaftsindustrie seinen Stamplatz sichern will, muss nämlich jederzeit über alles und jedes mitreden können. Der Theologe fragt sich bisweilen, wie denn Menschen, die kaum noch imstande sind, die komplexen Überlieferungen der eigenen religiösen Herkunft, die Symbolwelten des Christentums, vernünftig zu deuten und zu verstehen, nun so irritierend selbstsicher anderer Leute Glaubenswelten kritisch durchleuchten können. Kants weise Rede von den „Grenzen des Wissenskönnens“ findet in den Kulturwissenschaften derzeit wenig Gehör. Dies trägt zu Delegitimierung und Glaubwürdigkeitsverlust bei.

Viele Jüngere stößt dies einfach ab. In den Fachdiskursen mancher Geisteswissenschaften lässt sich ein Altherrenkultus beobachten. Im Ranking der 500 bedeutendsten Intellektuellen des Landes, das „Cicero“ im April dieses Jahres durchgeführt hat, wurde die Vergreisung der geistigen Landschaft sichtbar. Viele unter den Top-100-Denkern des Landes haben längst die siebzig überschritten, das Durchschnittsalter liegt bei 66, und nur zwei Naturwissenschaftler und sechs Ökonomen finden sich unter den 100 einflussreichsten Geistes-Animateuren der Republik. Natürlich kann man die Aussagekraft solcher Ranglisten ebenso gut bezweifeln wie die üblichen Universitäts-Rankings. Aber dass es Jüngere zunehmend schwer haben, sich Gehör zu verschaffen, lässt sich in deutschen Universitäten vielfältig beobachten. Die Dominanz prominenter Emeriti in manchen Kulturwissenschaften führt zudem dazu, dass sich die jetzt de facto Älteren, meine Generation, die erste

Generation geborener Bundesdeutscher, als „irgendwie doch noch jung“ imaginieren können. Wenn geistige Kreativität auch mit dem Aufstand der Söhne und Töchter gegen die Eltern zu tun hat, dann gibt es in deutschen Geisteswissenschaften ein spezifisches Generationenproblem: Viele Jüngere haben gar keine Lust mehr, sich an den Älteren noch abzarbeiten.

Auch das akademische Publikum hat sich, jedenfalls meiner subjektiven Wahrnehmung nach, in den letzten zwanzig, dreißig Jahren tiefgreifend verändert. Mit der Erwartung, in der Universität feste Orientierungen und klare Lebensdeutung zu gewinnen, konfrontieren uns nun Studierende, die deutlich älter als wir selbst sind, die Heerscharen von Senioren, die neuerdings in die Hörsäle drängen. Die jüngeren Studierenden spiegeln die schnelle soziale, kulturelle, ethnische und religiöse Differenzierung einer de facto polyethnischen Einwanderergesellschaft. Wo in geisteswissenschaftlichen Vorlesungen einst Hörer und Hörerinnen saßen, die in erster Linie eine Be-



„In bisweilen obszöner Selbstanpreiserei darf man auch Halbseidenes tragen. Seit dem 11. September ist die Zahl der Islam-Experten unter deutschen Kulturwissenschaftlern explodiert.“

rufstätigkeit als Lehrer anstreben, sitzen nun junge bricolage-Experten, die frühe Festlegungen vermeiden, aber mit erstaunlicher Anpassungselastizität alle möglichen Jobs anstreben und ergattern, und dies gilt selbst für eine vermeintlich so funktionsklar definierte traditionsreiche akademische Unternehmung wie die Theologie. Kein einziger der von mir erfolgreich promovierten Theologen ist in die Kirche oder den Schuldienst gegangen, und auch die sehr guten Frauen ziehen andere Lebensentwürfe und Karrierewege vor. Man bewirbt sich als promovierter Theologe, warum auch immer, lieber als Führungskräftenachwuchs international tätiger Versicherungskonzerne, schreibt als bildungsprotestantischer Wortfetischist Frohbotschaften in einer Werbeagentur oder findet, inzwischen sehr erfolgreich, die erste Stelle in einer Personalabteilung, in der man, dank der im Theologiestudium erworbenen Soft Skills, häufig sehr schnell aufsteigt. Die Schreckensbilder vom summa cum laude promovierten Taxifahrer sind einfach falsch.

Allerdings: Viele exzellente Jung-Intellektuelle, hochgebildete junge Geisteswissenschaftler haben einfach keine Lust mehr, sich der Verwahrlosungskrise, die wir in Universitäten institutionalisiert haben, auszusetzen. Es ist deshalb sehr gut, dass im Rahmen der Förderinitiative „pro Geisteswissenschaftler“ langfristige Angebote für hoch qualifizierten wissenschaftlichen Nachwuchs gemacht werden. Den Dank dafür verbinde ich aber auch mit dem Hinweis darauf, dass ein entscheidendes Problem noch immer nicht gelöst ist: Selbst wenn entsprechende Drittmittel zur Verfügung stehen, müssen wir aufgrund eines dysfunktional gewordenen Arbeitsrechts jüngere Wissenschaftler auf die Straße setzen. Dies ist für die Betroffenen skandalös und steigert nur die Delegitimierungseffekte des Systems.

„Viele hochgebildete junge Geisteswissenschaftler haben einfach keine Lust mehr, sich der Verwahrlosungskrise, die wir in Universitäten institutionalisiert haben, auszusetzen.“



3. Salomos Weisheit, oder: von den Grenzen des Wissenkönnens

„Geist“ ist nicht nur ein Grundbegriff der klassischen deutschen Philosophie, sondern auch ein zentrales Symbol der Hebräischen Bibel, des Alten Testaments der Christen, sowie des Neuen Testaments. Dank der reichen biblischen Überlieferungen und ihrem immer neuen „Nachleben“ (Aby Warburg) in den generationenübergreifenden Prozessen des Lesens, Hörens, Auslegens ist die deutsche Sprache durch ein faszinierend breites, bunt schillerndes Spektrum von Geistbegriffen geprägt, von „Geisterall“, „Geistesadel“ und „Geistesaristokratie“ bis hin zu „Geisteszweck“ und „Geisteszukunft“. Zahllose Geist-Komposita erschließen Reflexionswelten des Geistigen, deren intellektualerotischem Reiz man sich nur um den Preis der selbstgewählten „Geistesarmut“ verschließen darf. Provokant formuliert: Wie können die

„Geisteswissenschaften“ auf Dauer „Geistesgegenwart“ bezeugen, wie können sie verhindern, dass in ihnen „Geisterchen“, „Geisterlein“ und „Geisterlinge“, also, laut Grimmschen Wörterbuchs, „kleine Geister“ oder „Klein-geister“, die Meinungsführerschaft übernehmen und dann „Geistesfreude“ und „Geisteswürde“ von „Geistesabwesenheit“ oder gar „Geisteszerrüttung“ abgelöst werden? Wie lässt sich jener lähmenden „Geistlosigkeit“ begegnen, die die positivistischen Fachroutinen vieler Geisteswissenschaften prägt?

Dem Theologen obliegt in einer komplexen „Wissengesellschaft“, unter den Bedingungen eines hochdifferenzierten Wissenschaftssystems die professionsspezifische Erinnerungsleistung an jene heiligen Grundtexte, die in ihren Symbolen, Bildern, Metaphern und Erzählstoffen einen zentralen Motivspeicher aller modernen Memorialkulturen bilden. Meine These lautet: Vom „Geist“ kann angemessen nur sprechen, wer die religiösen Bedeu-

tungsdimensionen des komplexen Begriffs präsent hält. In der Bibel ist viel vom „Geist der Wahrheit“, „Geist der Weisheit“, „Geist des Rechts“, „Geist der Gnade“ und „Geist der Gerechten“ die Rede. Auch kennen die Psalmen prägnante Distinktionen zwischen einem „guten Geist“, „willigen Geist“, „forschenden Geist“ einerseits und „unreinen Geist“, „Geist der Eifersucht“, „Geist der Heuchelei“ und „Geist der Raserei“ andererseits.

Keine Sorge, ich werde jetzt nicht die Rolle wechseln und als Kanzelredner den „Gottesgeist“ verkünden. Ich möchte um gebotener Professionalität willen nur die elementare Spannung betonen, die zwischen uralten religiösen Geist-Metaphern und zeitgeistfreudigen Projekt-Konzepten der Geisteswissenschaften des frühen 21. Jahrhunderts liegen. Wir Antragsteller folgen in unseren geisteswissenschaftlichen Selbstverständigungsdebatten inzwischen weithin einer technizistischen Rhetorik der „Wissenschaft als Großbetrieb“ (Adolf von Harnack): In Sonderforschungsgroßunternehmen betreiben wir Wissenschaft in Form des „Projekts“. Unsere Anträge zur Beschaffung von Forschungsmitteln sind durchweht von Phantasmen des erfol-

greichen Machens, exzellenten Könnens, ordnungsgemäßen Durchführens und wohlorganisierten Planens, geschrieben in Funktionärssprachen der Projektleiter und Geistbaustelleningenieure aus der textverarbeitenden Wissensindustrie. Wer unter den Wissenschaftspolitikern des Landes den „Leuchtturmprofessor“ erfunden hat, weiß ich nicht. Aber besonders illuminiert oder inspiriert wirkt der New-Speak der Cluster-Macher nicht. In den heiligen Schriften Alteuropas klang es in Sachen „Geist“ jedenfalls sehr anders, aus guten Gründen. In ihnen wird die Einsicht präsent gehalten,



„Unsere Anträge zur Beschaffung von Forschungsmitteln sind durchweht von Phantasmen des erfolgreichen Machens, exzellenten Könnens, ordnungsgemäßen Durchführens und wohlorganisierten Planens, geschrieben in Funktionärssprachen der Projektleiter und Geistbaustelleningenieure aus der textverarbeitenden Wissensindustrie.“

dass im „Geist“ ein Element des Unverfügbaren, Nicht-Machbaren steckt, ein Moment des spontan sich Einstellenden, aber nicht technizistisch Erzeugbaren. „Gott gab Salomo Geist und Verstand“, heißt es im 1. Königsbuch, und an vielen anderen Stellen der Bibel wird der Geist „erweckt“, „ausgegossen“, „emporgehoben“, „eingehaucht“, „eingebesen“, „gegeben“ und „eingeboren“. Nur der Geist ist es, der Lebenskraft spendet, lebendig macht, weiß das Buch der Weisheit, und Paulus erinnert die Gemeinde in Korinth daran, dass „der Buchstabe tötet, aber der Geist lebendig macht“. In den Texten eines so genialen Wissenschaftsorganisators wie Adolf von Harnack findet sich immer wieder die demütige Bitte: „Veni spiritus creator!“

Auch in ganz anderen, säkulareren Kontexten ist die Einsicht bewahrt worden, dass sich erfüllte Geistesgegenwart nicht herbeizwingen lässt. Wir Wissenschaftler können bei Ihnen, sehr verehrte Stifter und Stiftungsrepräsentanten, Projektmittel einwerben, und dafür bin jedenfalls ich Ihnen außerordentlich dankbar. Aber man kann eben keinen „Geistesblitz“, „Geisterhauch“ oder „Geisteskuss“ beantragen; dies sind Metaphern fürs Unverfügbare, Nichtmachbare. Wer hingegen behauptet, dass Geld eodem actu Geist gebiert oder Geistesgegenwart garantiert, erzählt nur „Geistermärchen“; das ist ein Begriff Friedrich Schillers, eines Deutungsexperten für „Geistesfreiheit“. Ich füge, um Kollegenschelte zu vermeiden, allerdings auch hinzu: Geldmangel ist auch kein Garant für Geisteswachstum.

Zu den wunderschönen, erinnerungswürdigen Geist-Komposita der älteren deutschen Sprache gehört auch der Begriff der „freien Geistesförderung“, nachgewiesen spätestens bei Goethe. Mit Blick auf das Unverfügbare, Spontane im Geist lautet die entscheidende Frage zum Thema Förderung der Geistes-Wissenschaften: Wie lassen sich Förderinstrumente entwickeln, mit denen die Chancen gestärkt werden, dass im gelingenden Fall Geistesgegenwart sich einstellt?

Dazu drei Beobachtungen:

In den Prozessen des Umbaus der deutschen Universitäten oder der Neuordnung der deutschen Wissenschaftslandschaft, die wir im Zeichen der Exzellenzinitiative derzeit erleben, investieren zahlreiche Akteure zumeist viel hoffnungsfrohen Glauben in die Leistungskraft von Strukturreformen. Diverse Förderprogramme in den Geisteswissenschaften kopieren die großdimensionierten Formate, die in den Natur- und Technikwissenschaften hilfreich sein mögen; *big is beautiful* oder „Wallfahrt nach big zeppelin“ mögen als Assoziationsformeln genügen. Doch tut es Geisteswissenschaftlern gut, sich in Exzellenz-Häufchen transdisziplinär zu vergemeinschaften, nur um Staatsknete unter sich aufteilen zu können? Gute geisteswissenschaftliche Forschung ist nun einmal stärker, als es in vielen Natur- und Technikwissen-

schaften der Fall zu sein scheint, an die Individualität des einzelnen Gelehrten, an seine Erkenntnisinteressen und Vorlieben, seinen spezifischen Denkstil, seine kontingente Bildungsgeschichte, seine Sprachkraft und sein Qualitätsbewusstsein gebunden. Ist es ein Anachronismus, an die hochgebildete Gelehrtenpersönlichkeit des 19. Jahrhunderts zu erinnern? Darf man in einer demokratischen Massengesellschaft, die „Informationsgesellschaft“, „Wissensgesellschaft“, „Risikogesellschaft“, „Erlebnisgesellschaft“, „Multi-Options-Gesellschaft“ und „Spaßgesellschaft“ in einem sein will, noch affirmativ von „Geistesaristokratie“ sprechen? Wie auch immer – Geisteswissenschaften werden gefördert, wenn zeitsensiblen Gelehrten Freiräume für Nachdenklichkeit, Orte und Zeiträume kreativer Muße erschlossen werden. Niemand kann sicherstellen, dass dem oder der Betreffenden dann wirklich Neues, Originelles einfällt; wie's der Herr im einzelnen gibt, weiß auch der Theologe nicht zu sagen. Aber man kann Kreativität zu stimulieren versuchen, indem man Entlastung von der wissenschaftsbürokratischen Dauerbeschäftigung schafft. Wir haben mit Antragswesen, Begutachtungsprozeduren und Evaluationstourismus auch sehr viel Zeitvergeudung institutionalisiert. Für endliche, geschaffene Wesen ist die Ressource „Zeit“ aber knapper als die Ressource „Geld“.

Zu den alten Geist-Komposita unserer Sprache gehören auch die Begriffe „Geisterfehde“, „Geisterschlacht“, „Geisterkrieg“ und „Geisterkampf“; letzterer ist ein Neologismus der Sattelzeit, in dem sich die harten fundamentalpolitischen und religiösen Auseinandersetzungen um die Legitimität der französischen Revolution spiegeln. Im Motiv des „Kampfes der Geister“ wird angespielt auf die biblische Einsicht, dass Geist nicht gleich Geist ist und man die Geister scheiden können muss – weil manches „Geistesprodukt“ eher „Geistesqual“ als „Geistesfreude“ bereitet. „Unterscheidungsgeist“ und „Urtheilsgeist“ sind in den Geisteswissenschaften angesagt, die harte argumentative Auseinandersetzung um fachliche Standards, disziplinspezifische Rationalitätskriterien, Wissensordnungen und Forschungsziele. In den Geisteswissenschaften lässt sich freilich beobachten, dass über die Differenz von Sichtweisen kaum noch gestritten wird. Die diskursive Lage mancher – wohl eher: vieler – deutscher Geisteswissenschaften ähnelt der „Friedhofsruhe“, einem Schweige-Konsens, sich wechselseitig nur ja nicht mit Kritik zu behelligen. Jeder spielt mit seinem mehr oder minder modischen Theoriebaukasten, ohne sich ernsthaft von anderen herausfordern, in Frage stellen zu lassen. Viele Geisteswissenschaften sind schlicht langweilig geworden, die Feuilletons mancher Tageszeitungen bieten jedenfalls eine intellektuell herausforderndere Lektüre als viele in gegenwartsmüde Selbstvergessenheit versunkene Fachzeitschriften (seltene Ausnahmen wie einige Jahre das „Rechtshistorische Journal“ bestätigen nur die traurig stimmende

Regel). Dass gerade harte Kontroversen die Lebendigkeit einer Wissenschaft bezeugen und gelehrter Streit geisterregend wirken, Kreativität stimulieren kann, scheint vergessen. Doch wie sollen kulturbezogene Wissenschaften, betrieben von hoch spezialisierten und gerade darin professionellen Deutungsexperten, öffentliche Relevanz beanspruchen können, wenn sie ihre internen sachlichen Konflikte nicht argumentativ austragen? Wenn Geisteswissenschaftler sich untereinander nicht mehr viel zu sagen haben, was wollen sie dann den Leuten noch mitteilen können?

„Geisteswissenschaften“ – das ist ein Begriff der deutschen Sprache. In ihrem kognitiven Bezug auf Kultur, Sprache, Geschichte, Mentalitäten und Sinnsymbole sind sie immer schon an die impliziten Axiome einer spezifischen Kultur gebunden. Sie sind insoweit historisch partikular und können in ihren Einsichten und Aussagen niemals jenen Grad der Universalisierung erreichen, den andere Wissenschaften anstreben. Geisteswissenschaften haben immer schon ein Kontingenzproblem; sie sind weder *humanities* noch „sciences humaines“, weil deren Selbstverständnis nun einmal in signifikant anderen kulturellen Kontexten geprägt und entwickelt wurde. Auch wo die Geisteswissenschaften nicht spezielle Sprachwissenschaften und Literaturwissenschaften sind, bleiben sie doch an die unhintergehbare sprachliche Vermitteltheit unseres Weltumgangs gebunden. Man wird dann fragen dürfen, ob wir uns langfristig einen Gefallen tun, wenn wir nun auch in den Geisteswissenschaften den modischen Trends forcierter Anglisierung folgen. Ob's der Wahrheitssuche dient, wenn ein Stipendium zur Förderung des geisteswissenschaftlichen Nachwuchses nun Dilthey-Fellowship heißt? Um nicht missverstanden zu werden: Ich empfehle weder bornierten Provinzialismus noch nationale Selbstgenügsamkeit. Ganz im Gegenteil plädiere ich für die Stärkung kultureller Kommunikationskompetenz, und das heißt immer auch: die Anerkennung des anderen als anderen. Seine Wahrnehmungssensibilität, Deutungskompetenz und Mitteilungsfähigkeit droht man nur zu schwächen, wenn man als Geisteswissenschaftler die eigene Sprache preisgibt. Die Doktoranden, die aus dem Ausland zu mir kommen, legen großen Wert darauf, mit mir deutsch zu reden.

Ich komme zum Schluss: Folgt man dem elaboriertesten Geistes-Wissenschaftler der „Sattelzeit“, dem im Tübinger Stift theologisch gebildeten Berliner Philosophen des absoluten Geistes, also Hegel, dann kann „niemand seine Zeit überspringen. Der Geist seiner Zeit ist auch sein Geist.“ (Reg 761) Der Hegelschen Geistphilosophie zufolge ist es das Wesen des Geistes, dass er sich ins Andere seiner selbst entäußert, erst in diesem Anderen seiner selbst ansichtig zu werden vermag. Vielleicht liegt ein entscheidendes Pro-

„Man wird fragen dürfen, ob wir uns langfristig einen Gefallen tun, wenn wir nun auch in den Geisteswissenschaften den modischen Trends forcierter Anglisierung folgen.“



blem im geisteswissenschaftlichen Diskurs der Berliner Republik darin, dass viele Geisteswissenschaftler allzu sehr auf sich fixiert sind, anderes in seinem Anderssein zu wenig wahrnehmen. Noch immer kann man mit Ökonomieferne kokettieren und einen Gestus kulturelitärer Arroganz pflegen, der freilich kaum noch durch Bildungswissen gedeckt wird. Den Seinen gibt's der Herr eben nicht im Schlaf. Und die beste Antwort auf die Spannungen zwischen Professionalität und Alltagswissen dürfte entschiedene Professionalisierung, die harte Arbeit an den Objektivierungen des Geistes sein.

Ulrich Herbert

Jenseits der Katastrophen

Zum Stand der deutschen Zeitgeschichtsforschung

Der hohe Rang der Zeitgeschichte in Deutschland war vor allem ihren Themen geschuldet – Erster Weltkrieg, NS-Zeit, DDR –, weniger aber ihrer methodischen, analytischen oder darstellerischen Exzellenz. Das rächt sich jetzt: Die Geschichtsschreibung ist kurzatmig fixiert auf negative Entwicklungen. Sie muss sich dringend stärker international ausrichten, braucht neue methodische Konzepte und eine viel stärkere Betonung der akademischen Lehre.

Die Zeitgeschichte hat sich in Deutschland zu dem in der Öffentlichkeit am stärksten beachteten Zweig der Geisteswissenschaften entwickelt. Zeithistoriker, darunter fasse ich der Einfachheit halber jene, die sich mit der Zeit seit 1918 beschäftigen, dominieren die öffentlichen Debatten über Gegenwart und Zukunft in Deutschland. Manche dieser Debatten haben sogar weltweite Aufmerksamkeit errungen. Die Zeitgeschichtsforschung ist im gleichen Zeitraum quantitativ erheblich expandiert; mittlerweile gibt es eine Reihe von zeitgeschichtlichen Forschungsinstituten (das Münchener Institut für Zeitgeschichte, das Potsdamer Zentrum für Zeithistorische Forschung, die Hamburger Forschungsstelle) sowie zahlreiche weitere mit auch zeitgeschichtlichem Schwerpunkt. Hinzuzurechnen sind noch das Militärgeschichtliche Forschungsamt in Potsdam sowie mindestens etwa 25 Gedenkstätten mit eigenem wissenschaftlichem Personal. An deutschen Universitäten gibt es etwa 80 Professuren für Neueste Geschichte bzw. Zeitgeschichte, und die hegemoniale Stellung des Faches und die damit verbundenen Erwartungen drücken sich auch darin aus, dass die Zahl der hochqualifizierten und brillanten, aber ohne Anstellung gebliebenen Privatdozenten in keinem Fach höher zu sein scheint als in unserem. Mehr als die Hälfte, an manchen Universitäten bis zu zwei Drittel der Examensarbeiten von Geschichtsstudenten betreffen nach Schätzungen die Geschichte des 20. Jahrhunderts. Und etwa drei Viertel der historischen Buchproduktion in Deutschland hat Themen der erweiterten Zeitgeschichte zum Gegenstand. Bei den Bewilligungen der DFG sieht es ähnlich aus: Hier haben die Geisteswissenschaften seit vielen Jahren einen stabilen Anteil von etwa 9 Prozent an der Gesamtförderung, die Geschichte erhält davon ein Fünftel, die Neueste Geschichte



Ulrich Herbert ist Professor für Neuere und Neueste Geschichte am Historischen Seminar der Universität Freiburg

(19. u. 20. Jahrhundert) davon wiederum die Hälfte; für die Jahre 2003–2005 die Kleinigkeit von 31 Mio. Euro.

Und trotz solcher stolzen Zahlen gibt es Grund, sich um die Zukunft der Zeitgeschichte in Deutschland zu sorgen. Nicht so sehr, weil die Geisteswissenschaften an den Universitäten insgesamt einen schweren Stand haben – diese nicht selten larmoyant vorgetragene Klage kann man seit mehr als 80 Jahren in der deutschen Wissenschaftslandschaft verfolgen und sie hat an Überzeugungskraft dabei nicht gewonnen. Vielmehr gibt es für unser Fach spezifische Probleme und Herausforderungen, die auch mit ihrem unübersehbaren Erfolgen zu tun hat. Ich will darauf in drei Schritten näher eingehen; sie sind nach einem einfachen und für Historiker nahe liegenden Prinzip gegliedert: nach Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft.

1. Vergangenheit

Eine der bekanntesten Definitionen von dem, was denn Zeitgeschichte sei, lautet: „Geschichte, die noch qualmt“. Ein schönes Bild. Nicht: Geschichte, die noch warm ist; oder Geschichte, die noch lebt; sondern: Sie qualmt. Da muss sie vorher in Schutt und Asche gelegt worden sein, und genau das ist gemeint. Das Bild ist für die deutsche Zeitgeschichte also besonders gut geeignet. Der Gegenstand der Zeitgeschichte ist in diesem Land die Geschichte nach der Katastrophe.

Die Disziplin der auch sogenannten Zeitgeschichte hat sich, wie wir mittlerweile von Mathias Beer und anderen wissen, in Deutschland nicht erst nach dem Zweiten, sondern nach dem Ersten Weltkrieg entwickelt; das trifft ähnlich für die meisten westeuropäischen Länder zu. In den USA liegt der Geburtspunkt der *modern history* etwas früher, schon weil es hier an *pre-modern history* bekanntlicher Weise eher mangelte. Vor allem die Sklaverei und

Zeithistoriker dominieren die öffentlichen Debatten über Gegenwart und Zukunft in Deutschland, sagt Ulrich Herbert (r.).



der Bürgerkrieg waren die Themen, die in den USA bereits nach kurzer Zeit nach historischer Vergegenwärtigung verlangten. Und betrachtet man die deutsche Historiografie, zumal die preußisch-deutsche, so wird man die – auf die kleindeutsche Nationalstaatsgründung von 1871 hinzielende und von ihr ausstrahlende – reichsdeutsche Geschichtsschreibung des späten 19. Jahrhunderts berücksichtigen müssen, die den Anfang einer professionalisierten geschichtswissenschaftlichen, methodisch kontrollierten Auseinandersetzung mit der unmittelbaren Vergangenheit bedeutete.

Das tat übrigens ihrer unbedingten Parteilichkeit nicht den geringsten Abbruch. Man wird den größten Teil der Reichsgründungshistoriografie gewiss als angestregten Versuch erkennen können, ein legitimierendes Narrativ für den in sich heterogenen und ersichtlich recht künstlichen Nationalstaat zu schaffen, wie es dem Bedürfnis aller jungen Nationalstaaten entsprach, sich eine möglichst lange Tradition zuzulegen und zu diesem Zweck die gesamte Geschichte bis dahin als Vorgeschichte eben dieser Nationalstaatsgründung zu interpretieren. Die moderne Geschichtswissenschaft ist ein Kind der modernen Nationalstaaten und von ihren Bedürfnissen und Denkweisen durchtränkt. Das gilt um somehr für die Zeitgeschichte.

Der heiße Wunsch nach Legitimation war es auch, der nach dem Ersten Weltkrieg die deutsche Zeitgeschichte neu und nun auch unter diesem Namen konstituierte. Der Begriff an sich ist ja wenig einleuchtend, man stelle sich eine Geschichte ohne Zeit vor. Gemeint war: die Jetztzeit, die Geschichte der noch Lebenden. Und wie lange der Erste Weltkrieg als Jetztzeit, als Vorgeschichte der Gegenwart, begriffen wurde, mag man daran ersehen, dass er bis in die 1980er-Jahre zur „Zeitgeschichte“ gerechnet wurde.

Die Bedeutung der historischen Interpretation der gerade vergangenen Gegenwart im internationalen politischen Kontext war noch nie so deutlich hervorgetreten wie nach 1918; und es mag durchaus für die Naivität der deutschen Delegation in Versailles sprechen, dass sie, als Polen und Franzosen historische Karten über die Entwicklung der Bevölkerungsbewegungen in den umstrittenen Grenzregionen vorlegten, Derartiges nicht zu bieten hatten. Man verfügte zwar über gut gefüllte Arsenale mit gegenwartsbezogenen Karten, aber die waren vorwiegend militärischer Art. Hier aber ging es um die historische Legitimation von Gebietsansprüchen. Man musste erst in Berlin bei Professor Meinecke anrufen, der nach längerer Verzögerung ei-

nige handgezeichnete Skizzen über den Siedlungsraum der Deutschen vorlegen konnte. Hier zeigt sich dreierlei: Zum einen war die *Interpretation der jüngsten Vergangenheit* zur Grundlage des politischen Handelns bei der Neugestaltung Europas geworden. Zum Zweiten war es der Bezug auf die *wissenschaftliche* Interpretation, der im Zuge der Durchsetzung des Wissenschaftlichkeitspostulats bei der Begründung von Politik die entscheidende Bedeutung bekam; um Wahrheit sollte es gehen, nicht um Meinung. Und drittens realisierten die Deutschen, dass sie in dieser Hinsicht offenbar ein Nachholbedürfnis hatten. Das sollte nun ausgeglichen werden.

Der Vorwurf der Alliierten, die Deutschen hätten den Ersten Weltkrieg schuldhaft entfesselt, und der daraus entworfene Kriegsschuldparagraf wurde denn auch als größte symbolische Schmach, die Deutschland im Versailler Vertragswerk angetan wurde, betrachtet – natürlich vor allem in Deutschland, aber auch in Großbritannien, wo sich rasch eine kritische Diskussion über diesen Paragraphen entwickelte, der ja zunächst eher reparationspolitische Interessen der Alliierten hatte kaschieren sollen. In Deutschland war die Historikerkunft ebenso sehr wie die Öffentlichkeit erschüttert über diesen Vorwurf; und die vielfältigen Versuche, ihn wissenschaftlich zu widerlegen, können als Geburtsstunde der modernen deutschen Zeitgeschichte apostrophiert werden. Das bezog sich zum einen auf die Frage der deutschen Kriegsschuld und ihre Widerlegung, aber auch auf die Vorwürfe wegen der brutalen Kriegsführung der Deutschen im Westen, etwa gegenüber der belgischen Zivilbevölkerung. Zum anderen richtete sich das Interesse deutscher Historiker zunehmend auf die Wohngebiete deutscher Minderheiten in den europäischen Nachbarstaaten, um aus der jüngeren und älteren Geschichte heraus zu belegen, dass es sich hier schon seit Langem oder gar seit jeher um deutsches Siedlungsgebiet gehandelt habe.

Auffällig ist dabei, dass die Forschungen von Willi Oberkrome und anderen in den vergangenen Jahren sehr deutlich gezeigt, dass sich solche Untersuchungen mit den herkömmlichen Methoden der Geschichte der Haupt- und Staatsaktionen allein nicht bewerkstelligen ließen. Wo es nicht allein Staaten oder Dynastien waren, die agierten, sondern wo es auf Siedlung, Migrationen, Kultur, Sprachräume ankam, mussten sich auch die methodischen Instrumente verändern – hin zu neuen Formen der Volksgeschichte, die wir in manchem durchaus als Vorgeschichte der neueren Sozialgeschichte erkennen können.

Dahinter stand der Versuch, die historische Legitimität der neuen, in den Pariser Vorortverträgen entworfenen Territorialstruktur Europas zu erschüttern und deutsche Revisionsansprüche zu untermauern. Das bezog sich durchaus auch auf Gebiete mit nicht deutscher Bevölkerung in Regionen, die nun als alter deutscher Kulturraum apostrophiert wurden; und es setz-

te sich nach 1933 fort, als viele der methodisch innovativen Volksforscher den politischen Kategorien und Optionen der NS-Regierung näher standen als jene nationalkonservativen Traditionalisten, die weiter in den Begriffen von Nation, Staat und Obrigkeit dachten und schrieben, nicht denen von Volkstum, Rasse und Führer.

Nach dem Zweiten Weltkrieg veränderten sich diese Ausgangspunkte drastisch. Zwar gab es mit Personen wie Schieder und Conze oder auch Aubin Historiker, die eine direkte Brücke zwischen der Zeitgeschichte vor und nach 1945 bildeten. Aber mit dem Begriff verband sich doch bald etwas ganz anderes. Zeitgeschichte wurde mit der parallelen Gründung des Münchener Instituts für die Erforschung des Nationalsozialismus, später Institut für Zeitgeschichte, und der Hamburger Forschungsstelle für die Geschichte des Nationalsozialismus, heute Forschungsstelle für Zeitgeschichte, vor allem *Geschichte des Dritten Reiches*. Deren Aufgabe bestand in der Klärung der Voraussetzungen und Verlaufsformen der Katastrophe, ob man die nun 1933, 1939, 1941 oder 1945 ansetzen mochte.

Damit gewann sie von Beginn an eine oppositionelle, gegen den *Mainstream von Zunft und Öffentlichkeit gerichtete Note* und wurde in den während der 50er-Jahre kulturell vielfach noch dominierenden „nationalen Kreisen“ als Umerziehungswissenschaft geschmäht. Das hat sie bis heute geprägt. Die Disziplin stand am Rande der Historikerkunft, in welcher Mittelalter, frühe Neuzeit und das 19. Jahrhundert mit einem deutlichen Bismarck-Schwerpunkt dominierten. Zudem wurde Zeitgeschichte auch und vor allem von Politologen betrieben, deren berühmtester Hans Dietrich Bracher war – auch er lange Jahre ein linksliberaler Außenseiter; denn bei den richtigen Historikern hielt man solches für Journalismus.

Diese Wendung der Zeitgeschichte von einer Legitimations- zu einer Kritikwissenschaft war nicht so selbstverständlich, wie man von heute denken mag. Dass sich die Zeitgeschichtspraxis auf die NS-Zeit konzentrierte – auch die Beschäftigung mit der Republik von Weimar stand unter der Frage nach ihrem Untergang – und nicht auf die zu dieser Zeit dominierenden kulturellen Schlachten des Kalten Krieges, in dem es vor allem um die Delegitimation der Sowjetunion und der SBZ ging, war doch ein bemerkenswerter Vorgang. Ein Blick auf die Entwicklung der benachbarten „Ostforschung“, die sich in vieler Hinsicht als *Cold-War-Science* reetablierte und sich enger Kooperationen mit dem Amt Gehlen, dem Bundesministerium für Vertriebene und den Vertriebenenverbänden erfreute, zeigt, welche Alternativen es auch gegeben hätte.



*„Zeitgeschichte gewann von Beginn an eine oppositionelle, gegen den *Mainstream von Zunft und Öffentlichkeit gerichtete Note* und wurde in den während der 50er-Jahre kulturell vielfach noch dominierenden „nationalen Kreisen“ als Umerziehungswissenschaft geschmäht.“*


Im Frankfurter Auschwitz-Prozess wurde die neue Disziplin dann erstmals über den Kreis der Fachleute hinaus wahrgenommen, als die Historiker des Instituts für Zeitgeschichte in großen Gutachten den historischen Kontext der bei dem Prozess verhandelten Verbrechen thematisierten und damit gleichzeitig die Grundlegung einer Geschichte der Verbrechen der NS-Zeit schufen, die in vielem bis heute nichts an Wert verloren hat.

Zeithistorische Gutachten als Beweismittel vor Gericht – damit war erneut die Zusammenführung von historisch-politischer Brisanz und wissenschaftlicher Reputation sichtbar geworden. Der Aufstieg der Zeitgeschichte seit den 1960er-Jahren hat vor allem damit zu tun, dass hier die schwierigen und in der öffentlichen Debatte hochgradig umstrittenen Fragen in einer Weise behandelt wurden, die den Anspruch auf wissenschaftlich geprüfte Richtigkeit erhob, und der Zeitgeschichte, der damit eine Wahrheits-Autorität zufiel, die ihr einen Rang als Schiedsrichterin in den Erinnerungskonkurrenzen zuteilte.

Nicolas Berg hat in seinem viel diskutierten Buch über den „Holocaust und die westdeutschen Historiker“ gezeigt, wie stark die Einbindung in das kulturelle Gedächtnis auch den Blick auch der deutschen Zeithistoriker geprägt hat; und natürlich wissen wir auch aus aktuellen Zusammenhängen, in welchem Ausmaß mit Zeitgeschichte Politik betrieben wird. Das Buch von Jörg Friedrichs über die Bombardierungen deutscher Städte ist ein solcher Fall, in dem nun umgekehrt mit dem Pathos der Wissenschaftlichkeit auf die Leiden der deutschen Bevölkerung hingewiesen wird. Ihren Höhepunkt hatte diese Entwicklung aber in den 1970er- bis Mitte 80er-Jahren erreicht. Denn mittlerweile hatte man erkannt, dass der Kampf um die Deutungshoheit der jüngsten Vergangenheit, und das bedeutete vor allem: der NS-Zeit, auch über die kulturelle Hegemonie in diesem Land insgesamt mit entschied. Hier war zum einen die Arbeit der ostdeutschen Historiker zu spüren, die auf diese Weise das Vermächtnis der deutschen Geschichte zu teilen versuchten: die Bundesrepublik als Erbin der Geschichte des Dritten Reichs, die DDR als Erbin des Widerstands gegen das Dritte Reich. Hier war die Zeitgeschichte ganz in der alten Tradition eine Legitimationswissenschaft, die aus der Interpretation der jüngsten Geschichte die jeweilige gesellschaftliche Gegenwart für richtig und legitim erklärte. Das gab es umgekehrt in der Bundesrepublik auch; aber hier begannen sich nun die Vorzeichen zu verändern: Die westdeutsche Gesellschaft hielt sich eine wissenschaftliche Zeitgeschichte, die die Vorgeschichte der Bundesrepublik und ihrer Bevölkerung durch die Erforschung der NS-Zeit ja tatsächlich *delegitimierte*; auf diese Weise aber die Identität der Bundesrepublik als offene Gesellschaft mitkonstituierte. Hier entbrannten nun heftige, in heute teilweise kaum nachvollziehbarer Schärfe geführte Debatten um Hitler, die NS-Verbrechen, das Ver-

halten der Deutschen während der NS-Zeit, die Rolle der traditionellen Eliten, die Bedeutung und Zielsetzung des konservativen und des kommunistischen Widerstands und anderes. Diese Auseinandersetzungen mündeten schließlich in den Historikerstreit von 1986/87, in dem die politischen und generationellen Frontreihen medienwirksam aufeinanderprallten. Es zeigte sich nun aber bald, dass sie ihre lagerbildende Kraft zu verlieren begannen und wohl auch die Aura der Wissenschaftlichkeit.

Die öffentliche Bedeutung der Zeitgeschichte nahm gleichwohl nicht ab. Zum einen bekam sie mit dem Ende der sowjetisch dominierten Hemisphäre ein neues Aufgabenfeld zugewiesen, das insbesondere in der DDR-Forschung ein breites Tätigkeitsfeld offen legte. Zum anderen aber, und das ist im Rückblick doch bemerkenswert, deuteten die großen Debatten der 90er-Jahre – über Goldhagen, die Wehrmachtsausstellung, das Buch von Finkelstein, über die Zwangsarbeiter-Entschädigung – an, dass sich



„Die großen Debatten der 90er-Jahre – über Goldhagen, die Wehrmachtsausstellung, das Buch von Finkelstein, über die Zwangsarbeiter-Entschädigung – deuteten an, dass sich die Selbstfindung auch der neuen, wiedervereinigten Bundesrepublik im Medium der Auseinandersetzung mit der NS-Zeit vollzog – wozu es nach den ausländischerfeindlichen Pogromen der frühen 1990er-Jahre auch genügend Anlass gab.“

die Selbstfindung auch der neuen, wiedervereinigten Bundesrepublik im Medium der Auseinandersetzung mit der NS-Zeit vollzog – wozu es nach den ausländischerfeindlichen Pogromen der frühen 1990er-Jahre auch genügend Anlass gab.

Die zeitgeschichtliche Disziplin erweiterte sich in diesen Jahren erheblich und gewann an Bedeutung. Zum einen setzten seit Beginn der 80er-Jahre in großem Stile empirische Untersuchungen über die NS-Zeit ein, die die Kenntnisse vor allem über Entwicklung, Durchführung und Ausmaß der NS-Massenverbrechen auf eine ganz neue Stufe stellten. Wesentlich war dabei, dass dies nicht auf der Ebene der Zentralen Behörden verblieb, sondern auf die Regionen sowohl in den besetzten Gebieten wie des Deutschen Reiches selbst ausgeweitet wurde. Damit verloren die NS-Zeit und vor allem die NS-Verbrechen den Charakter der Ort- und Zeitlosigkeit, der sie lange Jahre geprägt hatte. Nicht mehr „im Osten“ hatte sich das zugetragen, sondern in Kaunas, Glubokoje oder Stanislaw.

Damit verbunden war eine methodische Erweiterung. Was zunächst Alltagsgeschichte genannt wurde, war ursprünglich eine Wendung gegen die auf die Politikgeschichte der Zentralen reduzierten zeitgeschichtlichen Forschung. Dagegen setzte nun – eher von unten befeuert als von der historischen Profession gesteuert – ein Prozess der Regionalisierung der Forschung ein. Deren ursprüngliches Ziel bestand zunächst vorwiegend in der genaueren Vergewärtigung der NS-Geschichte, bald aber auch anderer Themen, etwa der Geschichte der Arbeiterbewegung oder der deutschen Freiheitsbewegungen. Der Schülerwettbewerb „Deutsche Geschichte“ stand hierfür eine Reihe von

Jahren im Mittelpunkt der methodischen Innovation, mit Themen wie der Geschichte des Wohnens, der Migration – und eben der Alltagsgeschichte des Nationalsozialismus. Das traf auch in Teilen der Wissenschaft auf große Zustimmung, die sich daran machte, die alltagsgeschichtlichen Anstöße aufzunehmen und zu professionalisieren.

Damit verbunden war auch eine Ausweitung der Methoden. Aus den Traditionen jener Gesellschaften, die über eine dezidierte schriftliche historiografische Tradition nicht verfügten und Verfahren des Umgangs mit den mündlichen Überlieferungen entwickelt hatten, waren in den USA, in Israel und in anderen Ländern schon früh Überlegungen zu einer Integration und mündlicher Überlieferung in die Historiografie und der methodischen Professionalisierung dieser Ansätze hervorgegangen. Das übertrug sich insofern auf die deutsche Zeitgeschichte, als bald sichtbar wurde, dass es neben der geschriebenen und gelehrten Geschichte des 20. Jahrhunderts auch eine davon abweichende, privat überlieferte gab, die im Wesentlichen mündlich überliefert wurde. Das betraf jahrzehntelang vor allem die Geschichte der Opfer des Nationalsozialismus, aber auch der politisch nicht eindeutig zu verortenden Erinnerungen der deutschen Gesellschaft jenseits von Widerstand und Terror. Mittlerweile ist durch die aufeinander bezogenen Begriffe von individuellem und kollektivem Gedächtnis der Rahmen wesentlich breiter gesteckt worden und die vielfältig strukturierten Überlieferungen werden nicht mehr in Bezug auf ihre historische Wertigkeit hierarchisiert, sondern stärker nach Fragestellung und methodischem Ansatz geordnet.

Auch die Gegenstände der zeitgeschichtlichen Forschung erweiterten sich. Natürlich hatte es auch vor 1989 schon eine Bundesrepublik-Forschung gegeben; einen Schwerpunkt bildete sie aber nicht. Große, die Öffentlichkeit bewegenden Debatten über die Geschichte der Bundesrepublik von 1949 bis 1989 fehlten. Selbst die – gewissermaßen vor der Forschung entstandenen – großen Gesamtdarstellungen zur westdeutschen Geschichte hatten es nicht vermocht, länger anhaltende und über den engen Spezialistenkreis hinausreichende Diskussionen über die Interpretation oder Bewertung dieser Epoche hervorzurufen.

Das lag nicht zuletzt daran, dass die Profession der deutschen Zeithistoriker es gewohnt war, vom schlechten Ende her zu denken und die Ursachen für die vielfältigen Katastrophen im vergangenen Jahrhundert dieses Landes zu erforschen. Der Erfolgsfall hingegen war nun ein Sonderweg, den auszumessen zumindest ungewohnt war. Vor allem aber stand die Beschäftigung mit der Geschichte der Bundesrepublik lange Jahre im Geruch des Gemeinschaftskundeunterrichts – wenn nicht gar der „Umerziehung“ – und

„Natürlich hatte es auch vor 1989 schon eine Bundesrepublik-Forschung gegeben; einen Schwerpunkt bildete sie aber nicht.“



kam arg graugesichtig daher: als Institutionenkunde, als Kanzlergeschichte, als Systemvergleich. Insbesondere wurde vielfach nicht klar, auf welche Fragen diese Bücher eigentlich antworteten.

2. Gegenwart

Durch die Wiedervereinigung von 1989/90 aber ist ein Fixpunkt entstanden, der die Entwicklung der „alten“ Bundesrepublik von der ohne solche Brüche unendlich langen Gegenwart abtrennt und sie historisiert. Auf diese Weise begannen sich seit den frühen 90er-Jahren nun auch übergreifende Fragestellungen in Bezug auf die Nachkriegsgeschichte herauszubilden, die die einzelnen Forschungsbeiträge miteinander verband und damit erst auch öffentlich diskutierbar machte.

Das war zunächst vor allem die Frage nach der *Kontinuität* vor und nach 1945. Dieser Komplex kennt gewissermaßen zwei Schritte; der erste bezeichnet die *Überraschung*, zuweilen das ungläubige Entsetzen, wenn in Bezug auf Institutionen, Denkweisen, Mentalitäten – vor allem aber auf Personen solcherart Kontinuitäten aufgewiesen wurden. Das betraf Journalisten ebenso wie Wissenschaftler, Politiker und Wirtschaftsleute; und noch in jüngster Zeit haben Feststellungen über die jugendliche Parteimitgliedschaft prominenter Linksliberaler zu irritierenden Nachfragen geführt. Dass sich die Bundesrepublik nur sehr langsam aus solchen Bezügen gelöst hat, dass der Begriff vom Nationalsozialismus und seinen Verbrechen, von dem also, was als verabscheuungswürdig gilt, über die Jahrzehnte beständig veränderte – und zwar erheblich erweiterte – gehört zu den Erkenntnissen aus dieser Phase zeitgeschichtlicher Forschung, die ja noch anhält. Damit verbunden war die Einsicht, dass postdiktatoriale Wandlungsprozesse in der politischen Kultur, zumal wenn sie rasant vonstatten gehen, nahezu unvermeidlich auch mit massivem Opportunismus verbunden sind, der in solchen Zusammenhängen ebenso verdammt wie als heilsame Kraft erkannt wurde.

Auf diese Weise aber drehte sich die Fragestellung um. Nicht mehr die Verwunderung über das Ausmaß der Kontinuität stand im Vordergrund, sondern – angesichts der stark erweiterten Kenntnisse über Verbreitung und Einwurzelung nationalsozialistischer und radikalnationalistischer Optionen in der deutschen Gesellschaft nach 1945 –, die Überraschung, welche erstaunlichen Veränderungen hin zu mehr Demokratie, Liberalität und sozialem Ausgleich dieses Land in den 25 Jahren nach dem Kriege durchlief und wie diese zu erklären sind.

Damit verbunden ist eine allgemeinere Entwicklung. Denn in den 1960er- und 70er-Jahren war das Interesse an Zeitgeschichte, an Geschichte generell, in Westdeutschland weit weniger ausgeprägt als in den 80er- und 90er-Jahren. Vielmehr überwogen Fragen der Gegenwart und Zukunft – Studien-

tenrevolte, Reformpolitik, Ostpolitik, Vietnamkrieg, Terrorismus seien als Stichworte erwähnt. Als Leitwissenschaften jener Jahre können wir eher die Soziologie, mit etwas Abstand auch Erziehungswissenschaften und Politologie identifizieren. Demgegenüber setzte sich seit den 80er-Jahren in Westdeutschland ein Primat der Vergangenheit und der Geschichtswissenschaft durch, der sich nun massiv und durchaus in internationalem Kontext der bis dahin an den Rand gedrückten großen Themen der NS-Zeit annahm, des Judenmords vor allem.

Dieser Primat der Vergangenheit aber schien sich paradoxerweise auch nach 1989 zu erhalten. Denn niemand wird ja behaupten, dass es in Deutschland nach der Wiedervereinigung eine große Debatte über die Zukunft unseres Landes gegeben habe, nicht einmal zu einer Grundgesetzänderung hat es gereicht. Vielmehr wurde die Legitimität der erweiterten Bundesrepublik nach bewährtem Muster über die möglichst schnelle Angleichung der Lebensverhältnisse auf West-Niveau stabilisiert – und durch eine sofort anhebende Debatte über die Geschichte der DDR. Das hat dazu geführt, dass in kürzester Zeit eine veritable Historiografie der DDR-Geschichte entstand, deren Leistungen bei aller Kritik beträchtlich sind. Eine öffentliche Diskussion über die deutsche Vergangenheit hat es nach 1989 also durchaus gegeben, eine Debatte um die Gestaltung der Zukunft des wiedervereinigten Deutschland aber unterblieb. Sie schien in der Gegenwart der triumphierenden Bundesrepublik aufgehoben. Das rächt sich jetzt.

13 Jahre nach der Wiedervereinigung aber ist diese Phase mit ihren Hunderten von Forschungsprojekten, Lehrstuhleinrichtungen, Instituts- und Gedenkstättengründungen offenkundig vorbei. Erste Sammelbände und historiografische Reflexionen historisieren die Historiografie auch zur DDR-Geschichte. das Bild der DDR als eines Unrechtsstaats spezifischer Prägung, in dem sich deutsche Traditionen des autoritären Obrigkeitsstaates mit den totalitären Kennzeichen der kommunistischen Staaten verbanden, ist etabliert. Die Geschichte der DDR, so scheint es, ist in erstaunlich kurzer Zeit historisiert worden.

Dieser Zustand ist aber offenbar nun auch für die Geschichte des NS-Regimes erreicht worden. Auch hier ist ein gewisser Konsens über die meisten Fragen erreicht worden; scharfe, dramatische Debatten über bestimmte Aspekte der NS-Geschichte erwarte ich nicht mehr, eher über Fragen der Historiografie. Eine Gleichsetzung von NS-Diktatur und DDR-Diktatur, wie sie anfangs vielfach gefordert oder erhofft worden war, hat sich nicht durchsetzen lassen. Zu offenkundig sind die Unterschiede zwischen Genozid und Mauertoten. Das Vergleichsverbot, das im Kontext der Nolte-Debatte hier

„Eine öffentliche Diskussion über die deutsche Vergangenheit hat es nach 1989 durchaus gegeben, eine Debatte um die Gestaltung der Zukunft des wiedervereinigten Deutschland aber unterblieb. Sie schien in der Gegenwart der triumphierenden Bundesrepublik aufgehoben. Das rächt sich jetzt.“





„Wir sind, um es kurz zu formulieren, ziemlich gut in Katastrophen. Mit langfristigen historischen Prozessen, mit internationalen Vergleichen, mit moralisch nicht eindeutig fixierbaren Entwicklungen tun wir uns schwerer.“

und dort zu hören war, ist indes ebenso sehr gescheitert. Vielmehr hat sich der historische Vergleich, auch der Vergleich von Diktaturen, als besonders ertrag- und perspektivenreiche Methode erwiesen.

Dieses Interesse ist, wie ich zu zeigen versuchte, vor allem Ausdruck jenes Übermaßes an politischen Brüchen, Katastrophen und Diktaturen, das die deutsche Geschichte des 20. Jahrhunderts auszeichnet. Dies gilt ohne Zweifel für die Jahre 1914 bis 1918, 1933 bis 1945 bzw. 49; für die Geschichte der DDR von 1949 bis 1989. Aber über lange Zeit hinweg und bis heute wurden auch das Wilhelminische Kaiserreich und die Weimarer Zeit in erster Linie als post- bzw. präkatastrophale Phasen interpretiert; und die gewaltige Konjunktur der Forschungen über die Vergangenheitsbewältigung in Westdeutschland, welche mittlerweile zu den am besten erforschten Bereichen der Geschichte der Bundesrepublik zählt, bestätigt diesen Eindruck.

Dieses besondere, geradezu extreme Interesse an deutscher Zeitgeschichte ist nachvollziehbar und legitim. Es hat in geringerem Ausmaß seine Entsprechungen in der überproportionalen Aufmerksamkeit, die katastrophale Entwicklungen und traumatisierende Erfahrungen auch in anderen Nationalhistoriografien besitzen: der Erste Weltkrieg in der britischen Geschichte etwa; die Sklaverei in der US-amerikanischen Geschichte; zu schweigen von der israelischen Historiografie.

Das Bedürfnis nach Vergewärtigung und Aufklärung ist hier in besonderem Maße ausgeprägt, und in dem Maße, wie die Zeitgenossen aussterben, übernehmen die Historiker dabei die Funktionen der Erinnerungsträger. Das verleiht ihnen zuweilen eine für Wissenschaftler ungewöhnliche Rolle: sie treten nämlich nicht allein als Rekonstrukteure und kritische Analytiker des Vergangenen auf, sondern transportieren anstelle der Protagonisten auch etwas vom Mythos, sogar von der Dignität des Vergangenen. Das verführt zur Selbstüberschätzung. Auch in der DDR-Forschung kennen wir diesen Zusammenhang: der Historiker als Anwalt der Opfer, als Bewahrer verschütteter Traditionen gegen den Mainstream der Anpassung und des Vergessens. Sich diesem identitätsheischenden Sog, der aus der öffentlichen Debatte, mitunter aber auch ganz direkt von Politikern ausgeht, zu entziehen, ist nicht einfach für die Historiker, und es wird oft auch nicht belohnt, diesem Verlangen zu widerstehen.

Auf der anderen Seite mag aber auch mancher deutsche Historiker das erhebliche öffentliche Interesse an der Zeitgeschichte mit einer besonderen methodischen Avanciertheit oder intellektuellen Brillanz der deutschen Zeitgeschichtsforschung verwechselt haben. Die gibt es sicher auch, ist aber ge-

wiss nicht ihr vornehmstes Kennzeichen. Der hohe Rang der Zeitgeschichte in Deutschland war vor allem ihren Themen geschuldet, nicht ihrer methodischen, analytischen oder darstellerischen Exzellenz. Wir sind, um es kurz zu formulieren, ziemlich gut in Katastrophen. Mit langfristigen historischen Prozessen, mit internationalen Vergleichen, mit moralisch nicht eindeutig fixierbaren Entwicklungen tun wir uns schwerer.

3. Zukunft


Diese besondere, sich von anderen Zweigen der Geschichtswissenschaft und der Geisteswissenschaften insgesamt unterscheidende Voraussetzung aber, die unabweisbare Brisanz der Gegenstände, wird in den nächsten Jahren zwar nicht verschwinden, aber doch an Bedeutung verlieren. Das hat zunächst die einfache Voraussetzung, dass sich jedenfalls die westdeutsche und seit 1990 auch die gesamtdeutsche Geschichte entdramatisiert hat. Damit wird aber auch der dramatische Gestus des Historikers obsolet, der eine moralisch hoch sensible Vergangenheit dem Vergessen, der Verfälschung entreißt.

Zum anderen ist mittlerweile über die Geschichte der NS-Zeit ebenso wie über die Geschichte der DDR unter den Zeithistorikern doch recht weitgehende Einigung erzielt worden. Dass das avancierteste Projekt zur Geschichte der Wehrmacht im Zweiten Weltkrieg vom Institut für Zeitgeschichte und dem Hamburger Institut für Sozialforschung gemeinsam betrieben wurde, mag als Symbol für diese Entwicklung genommen werden.

Wo man gelassenen Konsens über die Kernfragen konstatieren kann, wird sich brisante Forschung vermutlich nicht entwickeln. Die Zukunft der deutschen Zeitgeschichtsforschung liegt schon aus diesen Gründen nicht allein und nicht einmal in erster Linie in der Untersuchung der beiden deutschen Diktaturen. Wie immer in unserer Disziplin ist dies aber in erster Linie kein innerwissenschaftlicher Vorgang. Die Anstöße, die Fragen, kommen aus unserer Gegenwart. Sie beziehen sich auf die zunehmende Internationalisierung der Welt und die damit einhergehenden Probleme, auf die in ganz Europa manifest werdende Reformbedürftigkeit der Sozialsysteme wie der Arbeitsgesellschaft insgesamt sowie auf die mit dem Schlagwort der Zivilgesellschaft verbundenen Fragen nach dem Ausbau, der Steuerung, der Optimierung demokratischer Systeme und ihrer Durchsetzung – oder Verhinderung – weltweit. Nimmt man nur diese Punkte, so wird sichtbar, dass die Entstehungsgeschichte der aktuellen Problembündel nicht mehr, wie noch vor 15 oder 20 Jahren, in die Zeit der Jahrhundertwende und der von dort ausgehenden Phänomene der Industriegesellschaft, der totalitären Diktaturen und des Niedergangs der imperialistischen Systeme führt. Die Reform der Sozialsysteme ist vielmehr eine Reaktion auf ihre Überdehnung in den 1960er- bis

1980er-Jahren in beiden deutschen Staaten wie anderswo in Europa. Die internationalen Krisen rühren nicht mehr aus dem Kalten Krieg zwischen Demokratien und totalitären Diktaturen her, sondern aus der Krise der ihr nachfolgenden internationalen Strukturen. Nicht die Folgen der Konstituierung von Nationalstaaten und des Nationalismus stehen im Vordergrund der Aufmerksamkeit, sondern der Aufbau supranationaler Strukturen – von der EU über die UNO und den Internationalen Gerichtshof bis zu außerstaatlichen Organisationen wie internationalen Ärzteverbänden.

Nicht mehr die Hochmoderne, sondern die Postmoderne oder „Zweite Moderne“ wird vornehmlicher Gegenstand der Zeitgeschichtsforschung sein. Diese steht also vor manifesten Herausforderungen; und es zeigt sich, dass sie jedenfalls in Deutschland darauf vielfach nur unzureichend vorbereitet ist.



„Die deutsche Zeitgeschichtsforschung ist zu sehr fixiert auf negative Entwicklungen, auf diktatorische und totalitäre Strukturen.“

Schon ein kurzer Blick auf neuere Veröffentlichungen und das methodische Repertoire der Forschungsanträge macht sichtbar, dass die methodischen und konzeptionellen Standards der Zeitgeschichte hinter denjenigen anderer Felder zurückstehen: Zum einen ist die deutsche Zeitgeschichtsforschung zu sehr fixiert auf negative Entwicklungen, auf diktatorische und totalitäre Strukturen. Schon eine Geschichte der Bundesrepublik

kann man aus dieser Tradition heraus nicht schreiben, noch weniger eine Geschichte Europas nach 1945. Die Ermangelung eines negativ konnotierten Fixpunkts geht zudem mit einem Mangel an moralisch eindeutigen Zuschreibungsmöglichkeiten einher, was den gewohnten Spannungsbogen, die brisante Fragestellung, den anklägerischen Duktus, kurz unser bewährtes methodisches Reservoir, eliminiert. Es gibt Versuche, diesen moralischen Fixpunkt auf die deutsche und die europäische Kolonialgeschichte zu übertragen und auf diese Weise eine weitere manichäische Grundstruktur in die Geschichtsschreibung zu implantieren, ein Prozess, der sich in den vergangenen Jahrzehnten bereits in den USA beobachten ließ, wo die Sklavereiforschung sich als ebenso herausfordernd wie politisch brisant erwiesen hat. Ich bin aber sehr skeptisch, ob dieser, deutlich von generationellen Konkurrenzen beförderte Versuch sich als längerfristig tragfähig erweisen wird, zumal in Deutschland mit seiner nicht eben üppigen Kolonialgeschichte.

Zweitens ist die deutsche Zeitgeschichtsschreibung zu sehr auf kurze Zeiträume konzentriert. Lange Bögen aus dem 19. Jahrhundert bis in die Gegenwart, die diachrone Entwicklungen, mithin Veränderungen, konstante Faktoren, unterschiedliche Phasen erst sichtbar machen, werden nur selten gezogen, erfordern auch viel Arbeit, beim Schreiben wie beim Lesen. Die deutsche Zeitgeschichtsforschung wird also in verstärktem Maße Impulse, wie sie etwa von der Kulturgeschichte, der vergleichenden Historiografie, Kon-

zepten von Transnationalität und diachronen Untersuchungen ausgehen, aufnehmen müssen.

Drittens und vor allem ist die deutsche Zeitgeschichte – naheliegenderweise – zu nationalgeschichtlich orientiert. Zwar ist das Studium der Neuesten Geschichte an vielen Universitäten bereits deutlich internationalisiert worden; bereits die nächste Generation der Absolventen und Doktoranden wird in einem viel stärkerem Maße europäische und globale Geschichte studiert haben. Gleichwohl gibt es bei der Internationalisierung ihres Gegenstands bei der deutschen Zeitgeschichtsforschung nach wie vor starken Nachholbedarf, insbesondere im Vergleich zu den kleineren west- und nordeuropäischen Ländern sowie zu den USA. Etwa zwei Drittel derjenigen Professuren an deutschen Universitäten, die vorrangig der Geschichte des 20. Jahrhunderts gewidmet sind, konzentrieren sich auf die Entwicklung in Deutschland. Zudem sind bei den Professuren für nicht-deutsche Geschichte spezifische Verzerrungen zu erkennen. Zum einen überwiegen hier Länderspezialisten, die vorrangig die Geschichte einer Region, eines Landes, eines Sprachraums erforschen und lehren. Übergreifende Fragestellungen, transnationale Themen – wie die vergleichende europäische Geschichte, internationale Migration, Geschichte der Weltwirtschaft, um nur einige Beispiele zu nennen – fallen demgegenüber stark ab. Zum anderen ist, ebenfalls aus historischen Gründen, die aus der Tradition der Ostforschung in Deutschland und der Entwicklung des Kalten Krieges nach 1945 herkommen, die russische und sowjetische Geschichte bei uns weitaus breiter vertreten als etwa die nordamerikanische. Nun war die Geschichte der USA in der Frühzeit der Bundesrepublik vor allem ein Gegenstand der zeit-historisch arbeitenden Politologen. Seit etwa 20 Jahren aber hat die zeitgeschichtliche Politikwissenschaft gegenüber den stärker theoretisch arbeitenden Richtungen wie der Regierungslehre und den Internationalen Beziehungen an Boden verloren, ohne dass aufseiten der Historiker entsprechende Kapazitäten aufgebaut worden wären. Und schließlich sind es auch bei der außereuropäischen Geschichte vielfach nur historisch zu erklärende Sonderbedingungen, die dazu führen, dass es nach wie vor nur wenige vorwiegend zeithistorisch arbeitende Historiker etwa für den Nahen Osten, für Süd- und Ostasien oder für Afrika gibt. Einerseits ist dies nach wie vor vielfach vor allem das Terrain der Philologen, andererseits liegen die Schwerpunkte der Historiker in diesen Feldern häufig nicht in der Zeitgeschichte, sondern in weit zurückliegenden Epochen. Diese Defizite wiegen schwer, und sie sind nicht leicht aufzuholen. Regionalwissenschaftliche Institute, besser verständlich als Institute für „area studies“, sind hier von besonderer Bedeutung. Sie arbeiten interdisziplinär und

„Regionalwissenschaftliche Institute, besser verständlich als Institute für „area studies“, sind von besonderer Bedeutung. Sie arbeiten interdisziplinär und meist weltweit vernetzt.“




meist weltweit vernetzt, setzen aber eine gewisse Mindestgröße voraus, die nur an wenigen Orten erreichbar sein wird. Der internationalen Zeitgeschichte wird angesichts der galoppierenden Globalisierung von Wirtschaft, Politik und Kultur eine erhebliche Bedeutung beikommen, sowohl für die Politikberatung als auch in der öffentlichen Debatte. Es gibt hier also aktuellen und dringenden Bedarf der Umsteuerung und Ausdehnung von Kapazitäten, die sich sowohl in der Forschung wie in der Lehre niederschlagen müssen.

Kurzum: Die deutsche Zeitgeschichte ist zu deutsch und bedarf konzeptionell wie personell dringend einer stärkeren Internationalisierung. Das bezieht sich auf die Themen der Forscherinnen und Forscher, auf ihre Kooperationspartner, auf die bezugsgebenden Communities, auf die Publikationssprachen. Die Alte Geschichte ohnehin, auch die Frühe Neuzeit-Forschung haben sich in den vergangenen Jahrzehnten in starkem Maße international erweitert. Soziologie und Politikwissenschaft haben den Anschluss an die internationalen Standards vielfach bereits geschafft, was auch zu einem starken Publikationsanteil in englischer Sprache geführt hat. Ein Gleiches gilt für die Politologen, die Anthropologen, die Archäologen. Die deutsche Zeitgeschichte aber steht, nach der Wiedervereinigung noch mehr als zuvor in Westdeutschland, nach wie vor in der Tradition der deutschen Nationalgeschichtsschreibung und hat hier einen unübersehbaren Nachholbedarf.

Viertens: Die Zeitgeschichte in Deutschland hat zudem weitgehend den Kontakt zur Wirtschaftsgeschichte abreißen lassen, obwohl wirtschaftliche und wirtschaftspolitische Prozesse im Zentrum aller gesellschaftlichen und politischen Entwicklungen der jüngsten Vergangenheit stehen. Wenn man bedenkt, welche herausragende Bedeutung Themen wie Konjunkturpolitik, Arbeitslosigkeit, Steuer- und Sozialgesetzgebung, Tarifverträge, Währungsfragen u.ä. seit Jahrzehnten in der politischen Diskussion und in den täglichen Nachrichten besitzen, wird man die Differenz zu dem vorrangig von den Zeithistorikern behandelten Themen unschwer erkennen. Die weitgehende Abtrennung der Wirtschafts- und Sozialgeschichte von der allgemeinen Geschichte und der Zeitgeschichte im Besonderen hat sich als Fehler erwiesen und sollte schleunigst revidiert werden.

Diese Defizite stehen in Verbindung mit einem unübersehbaren Mangel an integrierenden Fragestellungen, um die sich immer weiter differenzierende Spezialforschung aufeinander beziehbar zu machen und um diachrone und vergleichende Perspektiven zu öffnen. Die Fragen, wie es zur Machtergreifung, zum Holocaust, zur Inangangsetzung des Zweiten Weltkrieges, zur Errichtung der DDR, zu ihrem Untergang kam, stellten sich gewissermaßen von alleine. Nun aber bedarf es größerer Anstrengungen, um übergreifende



*„Die deutsche
Zeitgeschichte ist zu deutsch
und bedarf konzeptionell
wie personell dringend einer
stärkeren Internationalisierung.“*

Tendenzen auszumachen, von denen aus die weiterführenden Fragen an die Zeitgeschichte generiert werden können. Dabei hilft wie immer die schlichte Frage nach der Vorgeschichte der Probleme der Gegenwart. Die aber will erst historisiert sein, um für die Erforschung der Vergangenheit fruchtbar zu werden. Ansätze wie die Theorie der Zivilgesellschaft, die vergleichende Analyse der Hochmoderne in Europa sowie die moderne Kalte-Kriegs-Forschung, um nur drei Beispiele zu nennen, führen hier ebenso weiter wie die internationalen Diskussionen um Transnationalität und Multiple Modernities.

Das bezeichnet das fünfte Defizit, das ich nennen wollte: die Theorieferne der Zeithistoriker. Wer sich, um ein Beispiel zu geben, nicht mit Luhmann, Fleck, Bourdieu oder Ulrich Beck beschäftigen möchte, der sollte tunlichst die Finger von den Ereignissen und Entwicklungen der vergangenen 30 oder 40 Jahre lassen; nicht nur, weil solche Theorien die jüngste Vergangenheit beeinflusst haben, sondern weil sie auch die Instrumente zu ihrem Verständnis bereitstellen. Es gibt deutliche Hinweise darauf, dass sich in Zeiten einer – in vielem durchaus zu begrüßenden – Konzentration und Kanonisierung der Stoffe des Geschichtsstudiums bei der Umstellung auf den Bachelor der Umgang mit Geschichtstheorie auf der Strecke bleiben wird, was der analytischen Präzision unseres Faches schwer schaden wird. Das ist kein Plädoyer für die Wiederaufnahme der schulbezogenen Engführungen, wie wir sie in den 70er-Jahren mit der historischen Sozialwissenschaft oder in den 90er-Jahren mit den kulturalistischen Ansätzen kennengelernt haben. Vielfach kreisten solche methodischen Ansätze vorwiegend um sich selbst; die Zahl der Konzepte wuchs an, nicht die Qualität der forscherschen Ergebnisse. Theoretische und methodische Konzepte erweisen ihre Brauchbarkeit als Instrumente des Historikers in der Forschungspraxis, nicht in ihrem Binnenbezug. auch in der Zeitgeschichte wird sich daher der Primat der Fragestellung durchsetzen, der die Auswahl der Methoden dominiert – nicht anders herum.

Wer jedoch alles, was er für seine Geschichte braucht, weiterhin in den Handakten des Staatssekretärs findet, wird seiner Leserschaft nicht mehr viel historische Orientierung bieten können. Das Politische findet sich in reiner Form nur noch in einem – offenbar abnehmendem – Teilbereich: im Regierungshandeln. Wer die großen Themen der Gegenwart in Deutschland – fehlendes Wirtschaftswachstum, Globalisierungsprozesse, Krise der Sozialpolitik, Wandel der internationalen Krisenszenarien, um nur einige zu erwähnen – in der historischen Entwicklung untersuchen möchte, wird hierzu die Akten des Kanzleramtes nur noch als eine unter sehr vielen Informationsquellen benutzen – ganz abgesehen davon, in welchem Zustand er diese im Zeitalter der Löschtaste auffinden wird. Man darf insoweit gespannt sein,

„Wer alles, was er für seine Geschichte braucht, in den Handakten des Staatssekretärs findet, wird seiner Leserschaft nicht mehr viel historische Orientierung bieten können.“



welche Bedeutung solche Akten noch bei der Erforschung der Kohl-Ära spielen werden, an deren Ende die Regierungsbeamten die Festplatten des Kanzleramtes flächendeckend leerten.

Für Themen der transnationalen und globalen Geschichte wird die Diversifizierung der Quellengrundlagen in noch stärkerem Maße zutreffen, weil man hier zuweilen auf das vertraute Quellenrepertoire der Zeitgeschichte moderner Staaten kaum zurückgreifen kann. Das mag dazu verführen, die Standards von Überprüfbarkeit und methodischer Sorgfalt zu senken, um einem problematischen Authentizitätsbegriff des Unmittelbaren, des Vor- oder Transmodernen zu huldigen. Aber es ist absehbar, dass sich solches nicht lange wird halten können, will man den internationalen Anschluss auf hohem Niveau gewinnen. Schließlich das sechste Defizit, und es überdehnt mein Thema über die deutsche Zeitgeschichtsforschung ein wenig. Denn die vorrangigen Probleme der deutschen Zeitgeschichte, so scheint mir, liegen nicht in der Forschung. Hier gibt es nach wie vor – und in gewisser Hinsicht: mehr denn je – zahlreiche herausragende Arbeiten von internationalem Niveau; betrachtet man etwa die Qualität der besten 50 zeitgeschichtlichen Promotionen der vergangenen fünf Jahre, so wird man sagen können, dass es noch nie in der Vergangenheit eine solche breite Leistungsspitze gegeben hat; ein Blick auf die in den 60er-Jahren verfassten Promotionen der heutigen Professoren-Generation bestätigt das.

Das Hauptproblem der universitären Zeitgeschichte liegt vielmehr – ebenso wie in den meisten anderen akademischen Fächern, Geistes- wie Sozial- und Naturwissenschaften – in der Lehre. Denn wenn sich in den großen zeitgeschichtlichen Studien die virtuose Beherrschung verschiedener Methoden, die Einbeziehung unglaublicher Literatur- und Quellenmassen und nicht zuletzt auch ein mittlerweile häufig sehr ansprechender Stil finden lassen, so überwiegt in der Lehre nach wie vor der Seminarstil aus den 60er-Jahren und eine Vorlesungskultur aus der Vorkriegszeit. Das klassische deutsche Hauptseminar, das so lange vom Prinzip des „dem Forscher über die Schultern schauen“ lebte, hat sich zu einer ritualisierten Referatevorlesungsveranstaltung herabentwickelt. Das hat gewiss vor allem damit zu tun, dass die deutsche Bildungspolitik das ehrgeizige Ziel, 40 Prozent eines Jahrgangs studieren zu lassen, dadurch zu erreichen versucht, dass die billigen Geisteswissenschaften mit Studierenden nur so vollgeprofft werden, was zu hohen Abbrecherquoten, frustrierten Studierenden und resignierenden Lehrenden führt – und diese Entwicklung ist noch nicht auf ihrem Höhe- oder besser Tiefpunkt.

Aber es sind nicht nur die Vorgaben der Politiker, die zu diesen Zuständen in der Lehre geführt haben. Nicht alle Universitäten sind überfüllt, nicht



„Das Hauptproblem der universitären Zeitgeschichte liegt – ebenso wie in den meisten anderen akademischen Fächern, Geistes- wie Sozial- und Naturwissenschaften – in der Lehre.“

alle Professoren und Assistenten haben einen solchen Zulauf – und dennoch genügt die Qualität der Lehre in vielen Fällen nicht den einfachsten Qualitätsanforderungen. Hier wird sichtbar, dass sich die deutschen Geistes- und Sozialwissenschaftler, und zwar insbesondere die aus den Fächern mit großem Zulauf, nach wie vor nicht angemessen darauf eingestellt haben, dass sie nicht mehr wie vor noch 20 Jahren die besten 10 oder 15 Prozent eines Jahrgangs ausbilden, sondern dreißig oder vierzig Prozent. Das verlangt eine andere Lehre, welche die Studierenden stärker führt, intensiveren Einzelkontakt sucht, und, um es mit einem derzeit viel zitierten Begriff aus der Politik zu fassen, stärker „fordert und fördert“. Hier gibt es vermutlich den größten Nachholbedarf, auch und vor allem in unserem Fach; wobei dem Gegenargument, Wissenschaft sei kein Unterhaltungsfilm, entgegenzuhalten wäre, dass Wissenschaft aber ganz gewiss nicht dadurch definiert werden kann, dass sie schlecht vorgetragen wird. Hier werden wir in den kommenden Jahren durch die Universitätsreform vermutlich vor erheblichen Herausforderungen stehen, und man kann nicht sagen, dass wir darauf gut vorbereitet sind.

Aus alledem ergibt sich eine Reihe von Schlussfolgerungen für die zukünftige Zeitgeschichtsforschung, die man knapp zusammenfassen kann: Die deutsche Zeitgeschichte bedarf dringender der trans- und internationalen Ausweitung. Ihre Fragestellungen werden sich verändern und eher auf die Mühen der Ebenen als die katastrophischen Höhepunkte beziehen. Sie wird sich methodisch erneuern und disziplinar erweitern müssen. Zugleich wird die zum Teil absurd scheinende Hochschätzung der Forschung und Geringschätzung der Lehre ausgeglichen werden müssen. So wie es ein elaboriertes Rezensionswesen in der Forschung gibt, werden wir professionelle und effiziente Strukturen auch in der Dauer-evaluation der Lehre einrichten müssen: Schlechte Leistungen in der Lehre disqualifizieren zum Professorenberuf. Manchmal gewinnt man allerdings den Eindruck, derzeit sei es gerade andersherum. Die deutschen Zeithistoriker werden ebenso wie die Wissenschaftler der anderen geisteswissenschaftlichen Disziplinen regelrecht lernen müssen, wie man ein gutes Seminar und eine Vorlesung veranstaltet, so wie wir gelernt haben, wie man mit archivalischen Quellen oder biografischen Notizen umzugehen hat.

Am Ende meiner Überlegungen steht eine Frage, die man angesichts des steten Kürzungsdrucks vonseiten der Finanzminister schon aus taktischen Gründen besser nicht laut stellt – sie ist aber unumgänglich, weil sie das Selbstverständnis des Faches berührt: die Frage nämlich, ob sich die deutsche Zeitgeschichtsforschung in den vergangenen Jahren aus den genannten Gründen nicht übermäßig ausgedehnt hat. Wer das Übermaß an

„Nicht alle Universitäten sind überfüllt, nicht alle Professoren und Assistenten haben einen solchen Zulauf – und dennoch genügt die Qualität der Lehre in vielen Fällen nicht den einfachsten Qualitätsanforderungen.“



zeitgeschichtlichen Publikationen, Büchern, Zeitschriften, Besprechungen, Sammelbänden, zu schweigen von den populärwissenschaftlichen Hervorbringungen täglich auf den Tisch oder den Schirm bekommt, den wird diese Frage häufiger umtreiben: Wer soll das alles lesen? Und vor allem: Warum? Die doppelte Schere von karrierebedingtem Publikationszwang einerseits und Kürzungsdruck der Finanzminister andererseits führt zu dem absonderlichen Umstand, dass man immer mehr fordert und sich doch immer weniger, aber dafür Besseres, wünscht. In Zukunft müssen qualitative Aspekte gegenüber quantitativer Ausdehnung stärkere Aufmerksamkeit gewinnen. Das zöge Auswirkungen sowohl auf die Personalpolitik wie auf die Publikationspraxis nach sich. Der obligatorische Sammelband nach jeder noch so armseligen Konferenz ist ein Ärgernis; der Buch-Publikationszwang der Promotionen in Zeiten des Internets ebenso, und dass mittlerweile bis zu drei Viertel der Examensarbeiten in der Neuesten und Zeitgeschichte verfasst werden – all das ist ein Irrweg, der zur Verflachung und Desintegration unseres Gesamtfaches führt.

Geschichte, auch Zeitgeschichte, ist trotz der Sonderentwicklung seit den 1980er-Jahren vom Ansatz her kein Massenfach. Es stellt erhebliche Anforderungen an die Belesenheit, die analytischen Fähigkeiten, an das Sprachvermögen und den Fleiß derer, die sich damit beschäftigen – und diese Anforderungen werden in nächster Zeit durch die Internationalisierung noch steigen. Die Zeitgeschichte wird eine herausragende Bedeutung im Konzert der Wissenschaften wie in der Öffentlichkeit nur dann gewinnen bzw. erhalten, wenn sie sich nicht weiter in der Fläche ausdehnt, sondern, um im Bild zu bleiben, in die Höhe.

Michael Hagner

Verstehen und Vermitteln

Geistes- und Naturwissenschaften

Das Verhältnis zwischen Geistes- und Naturwissenschaften gehört zu den zentralen Themen, die die Gegenwart und Zukunft der Bildung betreffen. Hyperprofessionalismus kann keine Option für dieses schwierige Verhältnis sein. Sondern nur eine offene, explorative und damit auch risikobehaftete Wissenschaft, die bewusst in Grauzonen und Grenzbereichen operiert. In diesen Grenzbereichen geht es darum, Forschungseinheiten zu fördern, die die Bedeutung der Wissenschaften neu und anders legitimieren als es bislang geschehen ist.

Vor einigen Monaten hat der amerikanische Wissenschaftshistoriker Steven Shapin Klage über einen Hyperprofessionalismus in der Wissenschaftsgeschichte geführt und vor allem zwei Ursachen für diese Entwicklung ausgemacht: Zum einen ist es die Selbst-Referentialität, die es verhindert, dass Fragestellungen, Themen, Methoden und Anregungen außerhalb des disziplinären Terrains wahrgenommen werden. Eine hyperprofessionelle Disziplin kommt aus dem Fliegenglas nicht mehr heraus. Zum anderen ist es die Selbstgenügsamkeit, die es erschwert oder unmöglich macht, Akademiker außerhalb der eigenen Disziplin für die jeweilige Forschung zu interessieren, weil man sich nicht die Mühe macht, anderen zu erklären, wie die eigene Arbeit motiviert ist, in welchem historischen, philosophischen oder sozialen Kontext das jeweilige Thema situiert ist und welchen intellektuellen Mehrwert die Beschäftigung mit einem solchen Thema für unsere Gegenwart hat.

Als Ursache für den Hyperprofessionalismus sieht Shapin die akademische Etablierung der Wissenschaftsgeschichte an den anglo-amerikanischen Universitäten. Nicht, dass Professionalisierung als solche schlecht wäre, aber sie bringt bestimmte Konventionen, Kanonisierungen und Standards mit sich, die ein schweres intellektuelles Handicap darstellen. Nimmt man Shapins Diagnose und seinen Erklärungsversuch ernst, dann trägt auch erfolgreiche akademische Professionalisierung den Keim des Misserfolgs oder Fehlschlags in sich. In den USA und in Großbritannien ist die bemerkenswerte professionelle Ausweitung der Wissenschaftsgeschichte und Wissenschaftsforschung vielleicht 25 Jahre alt. Sie ging Hand in Hand mit der methodi-



Michael Hagner ist Professor für Wissenschaftsforschung an der ETH Zürich.

schen Neuorientierung weg von einer reinen Ideengeschichte hin zu einer Untersuchung der Wissenschaft im Machen – eine Transformation, die vielfach als *practical turn* bezeichnet worden ist.

Ich habe dieses Beispiel nicht an den Anfang meiner Überlegungen gesetzt, weil ich glaube, dass sich Shapins Bestandsaufnahme eins zu eins auf die deutschsprachigen Länder übertragen ließe. Das Gegenteil ist der Fall. Wissenschaftsgeschichte und Wissenschaftsforschung sind in Deutschland alles andere als erfolgreich an den Universitäten positioniert. Zu Recht stellt der Wissenschaftsrat in seinen jüngst veröffentlichten „Empfehlungen zur Entwicklung und Förderung der Geisteswissenschaften“ fest, dass die ohnehin nicht allzu zahlreichen Stellen in der Wissenschaftsgeschichte gegenwärtig auch noch abgebaut werden, was im Widerspruch stehe zu ihrem Potenzial „zur Integration geistes-, technik- und naturwissenschaftlicher Fragestellungen, dessen Bedeutung auch künftig weiter zunehmen wird“. Der Bedarf, so möchte man meinen, ist also vorhanden, und dennoch gestaltet sich die Integration viel schwieriger, als es auf den ersten Blick scheinen mag. Verbindungsbrücken zu bauen zwischen den Geistes- und den Naturwissenschaften ist eine gute Sache, aber was heißt das konkret? In erster Linie vermutlich, den Ansprüchen zweier Wissenschaftskulturen zu genügen. Gegenstand der Wissenschaftsgeschichte sind die Naturwissenschaften, und das bedeutet selbstverständlich, sich in der Sache auszukennen; doch ihre Methode, insbesondere die Art und Weise der Fragestellung, ist geisteswissenschaftlich. In dieser doppelten Herausforderung liegt ein Dilemma, das eine besondere Anfälligkeit für Hyperprofessionalismus mit sich bringt, gerade weil von den beiden Kulturen immer wieder der Vorwurf erhoben wird, die Wissenschaftsgeschichte sei als akademische Disziplin nicht so ernst zu nehmen, dass man sie auch an den Universitäten etablieren müsse. Um nur

Wissenschaftsgeschichte und
Wissenschaftsforschung müssen an den
Universitäten besser positioniert
werden, meint Michael Hagner.



ein Beispiel zu benennen: als vor ungefähr zehn Jahren im Rahmen der sogenannten *Science Wars* selbsternannte Verteidiger der Naturwissenschaften den Vorwurf an Wissenschaftsgeschichte und Wissenschaftsforschung richteten, sie beherrsche erstens ihren Gegenstand nicht und zweitens unterminiere sie in wissenschaftsfeindlicher Absicht den Geltungsanspruch der Wissenschaften, hatte das nicht zuletzt den Effekt, dass Wissenschaftsforscher dazu tendierten, ihre Forschungsprojekte zu einer uneinnehmbaren Festung auszubauen, was Hand in Hand ging mit dem Verlust jenes intellektuellen Mutes, gewagte, spekulative oder gar provozierende Thesen zu formulieren.

Ich habe diese etwas kritische Einführung gewählt, weil die aktuelle und durchaus verständliche Erwartung an die Wissenschaftsgeschichte als Disziplin mit Brückenkopffunktion nicht vorschnell in eine Überforderung münden sollte. Tatsächlich kann ich mich des Eindrucks nicht erwehren, dass die Wissenschaftsforschung in den letzten Jahren allgemein als ein schöner Kopf wahrgenommen worden ist, und dabei hat man übersehen, dass unterm Kopf kein Körper ist. Das darf jedoch nicht Anlass für ein Lamento oder eitle Selbstbespiegelung sein, sondern muss zu einer Bestandsaufnahme über die Möglichkeiten der Wissenschaftsforschung führen, denn es dürfte weitgehend Einigkeit darüber herrschen, dass das Verhältnis zwischen Geistes- und Naturwissenschaften zu den zentralen Themen gehört, die die Gegenwart und Zukunft der Bildung betreffen. Hyperprofessionalismus, um es gleich vorweg zu sagen, kann nicht die Antwort auf die vorhandenen Probleme sein, sondern nur eine offene, explorative und damit auch risikobehaftete Wissenschaft, die bewusst in Grauzonen und Grenzbereichen operiert. Das ist leicht gesagt und schwer getan, deswegen möchte ich meine These im Folgenden historisch entwickeln, und das bedeutet, von jener Zeit auszugehen, die wie keine andere für das moderne Bildungs- und Universitätssystem in Deutschland verantwortlich ist.

1802 hielt der 27-jährige Schelling in Jena seine „Vorlesungen über die Methode des akademischen Studiums“, die mit am programmatischen Anfang der Blüte der deutschen Universitäten im 19. Jahrhundert stehen. Schon ein oberflächlicher Blick in das ein Jahr darauf erschienene Buch belehrt darüber, dass es bei Schelling eine Trennung in Geistes- und Naturwissenschaften nicht gibt. Natur und Geschichte sind bei ihm keine Gegensätze, sondern Bestandteile jener Doppelgestalt, in der das Absolute als „ein und



dasselbige erscheint“. Die eigentlichen Gegensätze im Hinblick auf die Art und Weise, wie das wissenschaftliche Geschäft zu betreiben sei, sind das Allgemeine und das Spezielle. Das Spezielle, so könnte man vereinfachend sagen, sind für Schelling die nützlichen oder die Brotwissenschaften, die das Leben erleichtern, und die kaum mehr erfordern als Geschicklichkeit und Handwerkertalente. Das Allgemeine dagegen „ist die Quelle der Ideen, und Ideen sind das Lebendige der Wissenschaft“. Nur das Allgemeine verweist auf die „wahre Erkenntnis des lebendigen Zusammenhangs aller Wissenschaften“. Lebendigkeit oder auch „der organische Bau der Wissenschaften“ – damit übernimmt Schelling Begriffe aus der Biologie, die auf die Prozessualität und die Entwicklung des Wissens zielen. Das Allgemeine ist nicht das Abgeschlossene oder das Vollständige, dem ja nichts mehr hinzuzufügen wäre; das Allgemeine zu verfolgen bedeutet, die immer wieder neue Suche nach Verbindungen, Knotenpunkten und Überkreuzungen, die die Zusammenhänge im Bereich des Wissens aufsucht und verdeutlicht, um welche Art von Zusammenhängen es sich handelt. Hierbei handelt es sich um einen im Prinzip unabschließbaren Vorgang, denn der Baum der Erkenntnis ist unermesslich. Diese Haltung reicht bei Schelling bis in die Lehre hinein: wer nur das vorhandene Wissen mitteilt, ohne es durch eigene Ideen, Erfindungen, Forschungen anzureichern, kann keinen Anspruch darauf machen, ein würdiger akademischer Lehrer zu sein. Man kann die Studierenden „an die ausdrücklich für ihn geschriebenen, gemeinfasslichen Handbücher“ verweisen, heute würde man sagen: ans E-learning –, den Geist der Wissenschaft werden sie dadurch nicht begreifen.

Wie könnte eine Befragung des Allgemeinen und des Speziellen aus heutiger Sicht aussehen, wie ließe sich das auf das Verhältnis von Geistes- und Naturwissenschaften ummünzen? Zunächst einmal ist festzuhalten, dass sich in der rigiden Aufspaltung in Geistes- und Naturwissenschaften im 19. Jahrhundert der Sieg des Speziellen abgezeichnet hat. Das Spezielle hat sein natürliches Habitat in dem, was durch den Begriff Ausbildung charakterisiert wird, also jenes hochgradig organisierte, verschulte Erlernen eines bestimmten Wissensgebietes, wodurch bestimmte Fähigkeiten und Kompetenzen vermittelt werden, die in der Gesellschaft benötigt werden – oder auch nicht. Das Allgemeine hingegen könnte man durch den Begriff der Bildung ersetzen, also jene freiwillige, auf ein sinnstiftendes Erkenntniswissen ge-

richtete Tätigkeit, die nicht unmittelbar auf einen bestimmten Zweck oder Nutzen gerichtet ist, die weniger direkt abfragbare Kompetenzen als vielmehr ein Wissen, einen Überblick und eine Haltung vermitteln, die gleichsam einen anderen Zugang zu den Phänomenen der Welt zu eröffnen scheint.

Diese Überzeichnung der beiden Pole dürfte deutlich machen, dass wir heute den Bereich des Speziellen oder der Ausbildung längst nicht mehr so negativ betrachten wie Schelling. Wir stehen dem Allgemeinen oder der Bildung wesentlich reservierter gegenüber, selbst wenn nur wenige – namentlich Finanzsenatoren – sich wirklich trauen, sie vollständig zu verabschieden. Wenn an dieser Diagnose etwas dran ist, dann reicht es nicht aus, in kulturpessimistischer Absicht die Anklage gegen die anderen zu richten. Gegen ein solches wohlfeiles Jammern richtete der Soziologe Helmut Schelsky bereits 1963 in seinem nach wie vor lesenswerten Werk „Einsamkeit und Freiheit neu besichtigt“ folgende scharfsinnige Bemerkung:

„In dem Dualismus von Natur- und Geisteswissenschaften, der nach Hegels Tod die Wissenschaftsauffassung der deutschen Universität zu beherrschen begann, war die sogenannte Geisteswissenschaft die Erbin des philosophischen Bildungsgedankens; sie vermochte aber den philosophischen Bildungsgehalt des ‚absoluten Wissens‘ Schellings oder der ‚Sinnsynthese des Ganzen‘ nicht aufrechtzuerhalten, sondern schuf unvermerkt einen eigenen geisteswissenschaftlichen Bildungsgedanken; [...] er hatte den Nachteil, dass er vorwiegend auf den historischen Kulturwissenschaften beruhte und so die Naturwissenschaften prinzipiell vom Raume der Bildung ausschloss.“

Ich möchte die These vertreten, dass Schelskys Diagnose nicht mehr vollständig, aber doch noch viel zu sehr zutrifft, und dass hier einer der Kernpunkte für die Misere der wissenschaftlichen Bildung zu sehen ist. Das Allgemeine bei Schelling lässt sich vermutlich nicht mehr im Sinne eines Studium generale revitalisieren, das möglicherweise auch seit jeher in seiner Wirkung überschätzt worden ist. Das Allgemeine könnte man aber versuchsweise als dasjenige definieren, das sich im Grenzbereich von Geistes- und Naturwissenschaften ansiedelt und diejenigen Fragen stellt, denen mit der einen oder anderen Spezialisierung allein nicht beizukommen ist.

Auch und gerade für eine Wissenschaft, die sich dem Allgemeinen verschreibt, gilt, dass sie sich selbst und anderen erklären können muss, welche Rolle sie in einer sich verändernden Welt einnehmen und wie sie sich im großen Konzert des Wissens positionieren möchte. Mit Schelling gesagt: dass sie „ihre Bestimmung in der sich bildenden Welt zum voraus erkennen“ muss. Eben darin liegt eigentlich eine große Stärke der Geisteswissenschaft-



*„Wir stehen dem
Allgemeinen oder der
Bildung wesentlich reservierter
gegenüber, selbst wenn nur
wenige – namentlich Finanz-
senatoren – sich wirklich trauen,
sie vollständig zu verab-
schieden.“*

ten, nämlich in ihrer seismografischen Funktion für eine Beschreibung und Analyse der sich verändernden Welt, und zwar jenseits von apokalyptischen Untergangsfantasien oder utopischen Zukunftsversprechungen, wie wir sie zuletzt vor einigen Jahren – zur Jahrtausendwende – erlebt haben. Zu den produktiven Erkenntnissen über die gegenwärtige Lage der Naturwissenschaften haben die Geisteswissenschaften einiges beigetragen. Dafür möchte ich zwei Beispiele geben.

Für die Naturwissenschaften haben sich in den letzten Jahren die kulturellen, sozialen und ökonomischen Koordinaten erheblich gewandelt. Dabei hat es den Anschein, dass das Jahr 1989 als Kristallisationspunkt dieses Wandels zu betrachten ist. Mit dem Ende des Kalten Krieges verlor die westliche Welt ihren großen Rivalen im Osten, und damit verloren auch die Naturwissenschaften ihren festen Ankerpunkt, der sie zum führenden *player* einer kulturell sensibleren und offeneren, moralisch besseren Welt erkoren hatte. Es ist den Naturwissenschaften in jenen Jahren keineswegs an den Kragen gegangen. Im Gegenteil: Damals begann eine bis dahin beispiellose Förderung der biomedizinischen Wissenschaften, insbesondere der Neurowissenschaften und der Molekularbiologie, und zum ersten Mal seit vielen Jahrzehnten sah sich die Physik mit der Situation konfrontiert, dass sie nicht mehr als Leitwissenschaft angesehen wurde, sondern den Stab an die Lebenswissenschaften abgeben musste. Diese Veränderungen bedeuten weit mehr als nur die Umverteilung von Forschungsgeldern. Das Ideal einer reinen, zweckfreien Erkenntnis ist noch nicht auf dem Müllhaufen der Geschichte gelandet, doch unübersehbar werden der praktische Nutzen und die Anwendbarkeit des Wissens immer stärker eingeklagt. Selbstverständlich hat es auch im 19. und 20. Jahrhundert angewandte Wissenschaft im großen Maßstab gegeben, doch stets wurde sie neben die reine Wissenschaft gestellt, wobei letztere entschieden das höhere Ansehen hatte. Diese Verschiebungen sind in den letzten Jahren von mehreren Seiten diagnostiziert und im Hinblick auf ihre Konsequenzen analysiert worden, und ich habe es mehr als einmal erlebt, dass angesehene Naturwissenschaftler den Eindruck erhielten, hier eine kohärente Begründung für ihr eher empfundenes als vollständig verstandenes Unbehagen geliefert zu bekommen.

Das zweite Beispiel bezieht sich unmittelbar auf die Vermittlung des naturwissenschaftlichen Wissens. Möglicherweise im Zusammenhang damit, dass die Naturwissenschaften nicht mehr über die gleiche gesellschaftliche Legitimation verfügen wie zu Zeiten des Kalten Krieges, hat es, von Großbritannien und den USA ausgehend, eine breite, nach wie vor anhaltende Initi-

„Mit dem Ende des Kalten Krieges verlor die westliche Welt ihren großen Rivalen im Osten, und damit verloren auch die Naturwissenschaften ihren festen Ankerpunkt, der sie zum führenden player einer kulturell sensibleren und offeneren, moralisch besseren Welt erkoren hatte.“





„Ihre zum Teil heftigen Auseinandersetzungen führen Naturwissenschaftler nach wie vor zu oft hinter verschlossenen Türen. Dadurch gewinnt die intellektuelle Öffentlichkeit fälschlicherweise den Eindruck, als würden sie etwa in Fragen der Gentechnologie, der Anwendung von Stammzellen oder der kognitiven Neurowissenschaften in geschlossener Front sprechen.“

ative zum *public understanding of science* gegeben. Seitdem sind die Naturwissenschaften tatsächlich viel mehr in der Öffentlichkeit präsent, aber etwas fehlt auf geradezu eklatante Weise: es existiert keine öffentliche Diskussionskultur innerhalb der Naturwissenschaften. Grundlegende Debatten, in denen Naturwissenschaftler sich und andere über ihre Lage verständigen, und die eine neue Orientierung zu schaffen vermögen, haben kaum stattgefunden.

Das Denkmuster des *public understanding of science* ist anders gestrickt. Es geht um öffentliche Akzeptanz für die Naturwissenschaften, die auf Affirmation baut. Die dem zugrunde liegende Logik ist einfach: man geht von einer Sicherheit und Vollkommenheit des Wissens aus, die eine kritische Beurteilung oder Diskussionsoffenheit gar nicht erst zulässt. Das Wissen, das im öffentlichen Raum präsentiert wird, ist – rühmliche Ausnahmen bestätigen die Regel – eine Art Leistungsshow analog zur Industriemesse, und das ist auch gar nicht neu: Rudolf Virchow ließ um 1900 sein pathologisches Museum in Berlin genau neben eine Tramhaltestelle bauen, damit das allgemeine Publikum einen möglichst kurzen Weg zu den Monstrositäten und all den anderen Wunderlichkeiten der Natur zu bewältigen hatte.

Eine solche Darstellung hat ihre Berechtigung. Keiner sozialen Gruppe oder Institution ist das Recht verwehrt, für sich selbst Werbung zu machen. Nur entspricht sie nicht ganz der Realität der Naturwissenschaften. Ihre zum Teil heftigen Auseinandersetzungen führen Naturwissenschaftler nach wie vor zu oft hinter verschlossenen Türen. Dadurch gewinnt die intellektuelle Öffentlichkeit fälschlicherweise den Eindruck, als würden sie etwa in Fragen der Gentechnologie, der Anwendung von Stammzellen oder der kognitiven Neurowissenschaften in geschlossener Front sprechen. Anstatt die Unterschiede zu thematisieren und auszutragen, werden öffentliche Diskussionsforen veranstaltet, die entlang der Linie der zwei Kulturen funktionieren, als ob sich die Naturwissenschaftler im Gegensatz zum Rest der intellektuellen Welt, insbesondere Juristen, Philosophen und Theologen, befänden. Das ist nicht einmal im neunzehnten Jahrhundert der Fall gewesen, und heutzutage schon gar nicht. Erst wenn die Kontroversen und Kontingenzen innerhalb der Naturwissenschaften vermehrt in der Öffentlichkeit stattfinden, werden die Hoffnungen, die sich an ein allgemeineres Verständnis knüpfen, auch Früchte tragen. Erst dann, wenn mehr Naturwissenschaftler bereit sind, bei der Einschätzung der wissenschaftlichen und außerwissenschaftlichen Konsequenzen der eigenen Forschungen das breite Feld zwischen optimistischen Verheißungen

und nüchtern abwehrender Entzauberungsrhetorik genauer zu erkunden, werden sie das Gehör finden, das sie bisweilen so bitter vermissen. Der Preis dafür wird sein, dass die Naturwissenschaften nicht mehr so gefestigt und unantastbar dastehen, was möglicherweise zu einer Revision bestimmter Deutungsansprüche führen wird, doch wirkt sie vielleicht auch weniger monolithisch und bedrohlich.

Mir ist bewusst, dass es an diesem Punkt nicht mehr nur um eine diagnostische Bestandsaufnahme geht, sondern um den Vorschlag, in einer neuen Weise, also jenseits der Aufteilung in die zwei Kulturen, ins Gespräch zu kommen. Natürlich kann keine Rede davon sein, dass Natur- und Geisteswissenschaften einander bis zur Ununterscheidbarkeit annähern würden, doch es zeigen sich Durchlässigkeiten und Übergangszonen, werden neue Fragestellungen und Problembereiche formuliert. Damit möchte ich über die eben skizzierten Beispiele der Naturwissenschaften nach 1989 und ihrer öffentlichen Darstellung noch einen Schritt hinausgehen und auf die wissenschaftliche Dynamik selbst eingehen. Dabei ist der Wissenschaftsforschung und -geschichte unbestreitbar eine Schlüsselstellung zugekommen. So, wie ich sie verstehe, beschäftigt sie sich mit den Bedingungen für die Entstehung, Entwicklung, Zirkulation und Veränderung von Wissen in unterschiedlichen sozialen Repräsentationsräumen. Dabei orientiert sie sich an Praktiken, Diskursen, Medien, materiellen und visuellen Repräsentationen, Werten und Symbolen, glaubt aber nicht, dass in einem einzelnen dieser Aspekte eine apriorische Schlüsselkraft verborgen liegt.

Diese Pluralisierung hat es mit sich gebracht, dass man sich von Theorien, abstrakten Entdeckungen, Ideen oder auch Paradigmen abwendete. Vor allem Theorien erschienen entweder als zu groß und dementsprechend zu wenig handhabbar. Stattdessen wurden die für die wissenschaftliche Erkenntnis relevanten Kategorien wie Messung, Präzision, Beweis, Rationalität oder Objektivität zum Gegenstand vergleichender historischer Untersuchungen gemacht. Danach sind die Wandlungen dieser Kategorien durch kulturelle und soziale Aspekte mitgeprägt. Mit dem Blick auf die Praxis, auf die Repräsentation der Gegenstände des Wissens ist beispielsweise die Rede von Kulturen des Messens oder von Kulturen des Experiments in der Physik oder in der Molekularbiologie. Solche Kulturen werden nicht als monadische Einheiten oder selbstreferenzielle Systeme aufgefasst, sondern als durchlässige Gewebe, die veränderbar sind und eine zeitliche Begrenzung haben. Auch diejenigen Kulturen, die keinerlei direkte Berührungspunkte untereinander haben, sind durchaus miteinander vergleichbar. Die Annahme der Durchlässigkeit von spezifischen Forschungskulturen impliziert umgekehrt aber auch, dass epistemisch relevante Forschungsobjekte mit ganz verschiedenartigen Bedeutungen aufgeladen werden. So ist beispielsweise das

Verständnis des Gehirns in einem bestimmten Forschungszusammenhang viel enger an der Biologie der Amöbe orientiert als am Verständnis des Gehirns in einem anderen Forschungszusammenhang, der etwa auf neurologische Ausfallserscheinungen konzentriert ist.

Die Historisierung oder, auf heute gemünzt: die gesellschaftliche Einbettung der wissenschaftlichen Praxis bzw. Erkenntnis mag von manchen Naturwissenschaftlern als Kränkung, vielleicht auch als Zeitverschwendung aufgefasst werden. Worin also soll ihre Relevanz bestehen? Auch wenn es etwas Missliches an sich hat, auf diejenigen Beispiele zu verweisen, für die man selbst verantwortlich zeichnet, möchte ich doch kurz auf die Geschichte der Hirnforschung eingehen. Dabei bin ich von der These ausgegangen, dass die kognitive Hirnforschung in den letzten 200 Jahren eine bestimmte Art von Kultur darstellt. Darunter ist zu verstehen, dass die epistemische Praxis und damit die Art und Weise, wie Gehirne wissenschaftlich bearbeitet werden, mitgeprägt ist durch Werte und Symbole, Konventionen und Vorannahmen, ein immer wieder verblüffendes Vertrauen in technologisch evozierte Repräsentationstechniken und ein überschaubares theoretisches

Handwerkszeug, das oftmals nicht so neu ist, wie es gern daherkommen möchte. Wenn man weiß, dass die komplexen und kontroversen Fragen von Willensfreiheit und cerebraler Determination, von Gehirn und Maschine oder von Gehirnzentren für Spiritualität, Lustempfinden oder Altruismus in der Vergangenheit bereits mehrfach erbittert debattiert worden sind, der hat zwar keine einfache Lösung auf diese Fragen parat – sofern es diese überhaupt gibt. Doch man ist sehr wohl in der Lage,

solche Debatten weniger ehrfurchtsvoll, nüchterner und gelassener zu betrachten, eben weil man ihre soziokulturellen Verankerungen erkennt. Kurz gesagt, Historisierung ist ein Akt der Entzauberung und gehört damit zum Geschäft einer wohlverstandenen Aufklärung.

Ins Allgemeine gewendet könnte es also darauf hinauslaufen, dass eine Synthese von Bildung und Ausbildung entsteht, von Spezialistenwissen und Eingrenzung auf der einen Seite und von einer allgemeinen, distanzierenden Perspektive auf der anderen, die sich bewusst ist, dass Wissenschaft jeweils in einem kulturellen, politischen und ökonomischen Zusammenhang stattfindet. Wenn sich ein schärferes Sensorium dafür ausbildet, wie jene Zusammenhänge sich formieren und auch wieder auseinanderbrechen; wenn Geisteswissenschaftler in- und außerhalb der Universitäten genauer wissen, welche Positionen und Funktionen die verschiedenen Wissenschaften in einer Gesellschaft haben (so wie sie es ja auch bei politischen Parteien, der Unterhaltungsindustrie oder der Börse wissen oder wenigstens zu wissen meinen), dann kann das nur positive Auswir-



„Historisierung ist ein Akt der Entzauberung und gehört damit zum Geschäft einer wohlverstandenen Aufklärung.“

kungen für die Forschung selbst haben und das Gewicht der Geisteswissenschaften in der Gesellschaft erhöhen.

Damit komme ich abschließend noch einmal auf Schellings Forderung zurück, dass jede Wissenschaft in der sich bildenden Welt ihren Ort bestimmen und diesen sich selbst und anderen erklären muss. Im Hinblick auf eine Wahrnehmung der Naturwissenschaften haben die Geisteswissenschaften zu lange das große Bildungserbe hinter sich geglaubt und nicht gemerkt, dass es irgendwann nicht mehr da war. Seit den fünfziger Jahren des 20. Jahrhunderts hat die sogenannte Kompensations- these die Bemühungen um ein Verständnis der Naturwissenschaften als Kultur eher stillgestellt als befördert. In den letzten 15 Jahren kam es mit der partiellen Reformulierung der Geistes- als Kulturwissenschaften zu einer Öffnung, aber auch zu erheblichen Erosionen und Verstörungen. Zweifellos gibt es in den Kulturwissenschaften zum Teil einen Hyperprofessionalismus zu beklagen, doch meiner Einschätzung nach gibt es keinen Weg zurück hinter diese Entwicklungen. Der hyperprofessionelle Rückzug in den Kern einer Disziplin wird diese auf längere Frist nicht retten. Wenn sich in den letzten Jahren neue, grenzerkundende Wissenskulturen aufgetan haben, dann waren es zum Beispiel die Medienwissenschaften, die Bildwissenschaften und auch die Wissenschaftsforschung. Für jedes dieser Forschungsfelder ist klar, dass es sich um naturwissenschaftliche Kenntnisse nicht herumdrücken kann. Wer sich mit den neuen Medien befasst, muss notwendigerweise ihre technologische Bedingtheit kennen; und wer sich für die Funktion der Bilder etwa in den Naturwissenschaften interessiert, sollte nicht nur ihre Herstellung wenigstens im Groben kennen, sondern auch wissen, um welche Inhalte es geht. Solche Bemühungen können jedoch nur in einem offenen, explorativen, risikobehafteten Milieu gedeihen, in dem das Allgemeine als epistemischer Wert gepflegt wird. In diesem Grenzbereich von Natur- und Geisteswissenschaften geht es darum, explorative Forschungs- und Lehr- einheiten zu fördern, die vielleicht nicht die Lebensdauer der Philosophie oder der Geometrie, also von weit über 2000 Jahren, erreichen werden, die aber sehr wohl dazu beitragen können, die Bedeutung der Wissenschaften neu und anders zu legitimieren, als es bislang geschehen ist. Das gilt für Natur- wie für Geisteswissenschaften, und insofern sind sie enger miteinander verbunden, als es bisweilen scheinen mag.

„Im Hinblick auf eine Wahrnehmung der Naturwissenschaften haben die Geisteswissenschaften zu lange das große Bildungserbe hinter sich geglaubt und nicht gemerkt, dass es irgendwann nicht mehr da war.“



Martin Roth

Vermitteln und Gestalten

Geisteswissenschaften und Praxis

Immer öfter geht die Politik auf Distanz zur wissenschaftlichen Arbeit an Museen. Doch Forschung an Museen ist keineswegs ein Luxusgut, wie das Beispiel der Staatlichen Kunstsammlungen Dresdens zeigt. Für das internationale Renommee von Museen ist ein ausgeprägtes wissenschaftliches Profil unerlässlich.

Unter den politisch Verantwortlichen stößt man – zumindest in Sachsen, sehr wahrscheinlich aber auch in den meisten anderen Bundesländern – in letzter Zeit immer wieder auf die dezidiert und kompromisslos vorgetragene Haltung, Wissenschaft und Forschung gehörten nicht zum Aufgabenkanon öffentlicher Museen. Diese sollten vielmehr als möglichst wenig Kosten verursachende Ausstellungsbetriebe reibungslos funktionieren. Nicht nur die Wissenschaft wird allerdings in solchen Konzepten für überflüssig angesehen, am liebsten würde man gleich auch noch Teile der Sammlungen verkaufen.

Wissenschaft und Forschung hätten, so hört man, ihren angestammten Platz an den Universitäten, im speziellen Falle vor allem an den kunsthistorischen Seminaren. Doch gleichzeitig schrumpfen offenkundig auch dort die Freiräume und Mittel, zumindest im geisteswissenschaftlichen Bereich. Man kann daraus die Tendenz ableiten, dass wissenschaftliche Aktivitäten immer mehr in den sogenannten Drittmittelsektor abgeschoben werden sollen. Wissenschaftliche Projekte werden in den Ministerien zwar durchaus noch begrüßt – aber nur, solange sie vollständig fremdfinanziert sind. So ist die Forschung (und das betrifft Museen genauso wie Universitäten, wenn auch die Lage sicherlich nicht vollkommen vergleichbar ist) inzwischen sehr stark auf temporäre drittmittelfinanzierte Projektarbeit angewiesen – mit allen Chancen, aber auch mit allen Risiken.

Diese skizzenhafte Bestandsaufnahme ist sicherlich verkürzt und stark zugespitzt, denn selbstverständlich findet an Hochschulen wie an Museen nach wie vor beachtliche „reguläre“ Forschung durch fest angestellte Professoren, Assistenten, Konservatoren oder wissenschaftliche Mitarbeiter statt. Doch beschreibt sie eine prekäre aktuelle Tendenz, mit der man sich ohne Beschönigung auseinandersetzen und aus der man Strategien ableiten muss. Im Museum lässt der mit den organisatorischen Fragen des Leihverkehrs, der Ausstellungsvorbereitung, der Drittmittelbeschaffung, der Öffentlich-



Martin Roth ist Generaldirektor der Staatlichen Kunstsammlungen Dresden.

keitsarbeit etc. übervolle Alltag der Direktoren und der Konservatoren meist nur noch wenig Raum für eine relativ freie wissenschaftliche Tätigkeit. Trotzdem vollbringen die Wissenschaftler an den Museen (genauso wie diejenigen an den Universitäten) beachtliche Leistungen. Nur ist der Weg dahin oftmals ein problematischer, ein Weg der unbezahlten (und nach Dienstrecht eigentlich unzulässigen) Überstunden, der enthusiastischen Nacht- und Wochenendarbeit. Wie wir alle aus eigener Erfahrung wissen, führen solche Bedingungen bisweilen zu bemerkenswerten und innovativen Leistungen. Einfach als gegeben und unveränderbar hinnehmen sollte man diese Bedingungen aber nicht, sondern nach Möglichkeiten suchen, um wenigstens die organisatorischen und strukturellen Rahmenbedingungen für wissenschaftliche Tätigkeit zu verbessern bzw. zu sichern. Wir dürfen uns jedenfalls nicht dazu verleiten lassen, unter dem Druck, das Überlebensnotwendige zu finanzieren, die Forschung als Luxusgut zu betrachten. Dies berührt die grundsätzliche Frage nach der sowohl für den einzelnen Wissenschaftler wie für die Institution effektiven Organisation wissenschaftlichen Arbeitens an den Museen und deren fester Verankerung im Aufgabenkanon. Für die Zukunftsfähigkeit der Museen und für deren internationale Wettbewerbsfähigkeit jedenfalls ist ein ausgeprägtes wissenschaftliches Profil essenziell.

Eine forcierte wissenschaftliche Profilierung der Museen ist nun unter verschiedenen Aspekten keineswegs unumstritten. So erscheint es an dieser Stelle sinnvoll, wesentliche Argumente Revue passieren zu lassen, naheliegender Weise bezogen auf die spezifische Dresdner Situation.

Eine grundsätzliche Frage ist oben schon angeklungen, nämlich das Verhältnis von Museum und Universität. Beide Institutionen sind dringend aufeinander angewiesen, produktive und innovative Forschung kann es nur in enger Kooperation geben. Eigentlich sind Hochschulen und Museen doch


auf wissenschaftlichem Gebiet natürliche Verbündete, die einander essenziell brauchen. Doch sind durchaus Situationen vorstellbar, wo eben beide gegeneinander ausgespielt werden, wo sie in Versuchung geraten, bei der Konkurrenz um knappe öffentliche Ressourcen, um Stiftungsgelder oder um private Finanzmittel sich gegenseitig auszustechen. Die überlebensnotwendige und sinnvolle Kooperation kann nur dann funktionieren, wenn beide Institutionen sich als verschiedenartig und nicht immer ohne weiteres kompatibel, aber als gleichwertig erkennen und akzeptieren. Weder sind die Museen einfach nur die Objektdepots oder die Schauräume für universitäre Lehr- und Forschungsveranstaltungen, noch sind die Universitäten andererseits nur die

Zulieferer für Praktikanten oder den wissenschaftlichen Nachwuchs. Die vielfache historische, inhaltliche und personelle Verzahnung zwischen den beiden Institutionen sollte noch mehr als bisher zur Entwicklung gemeinsamer, partnerschaftlicher Projekte und zur gemeinsamen Positionierung gegenüber Öffentlichkeit und Politik genutzt werden.

Immer wieder ist zu hören (in erster Linie von den eingangs erwähnten Politikern und von den finanzverwaltenden Behörden), dass das Gewicht der Museen primär aus ihren herausragenden gewachsenen Sammlungen resultiere, die gepflegt und präsentiert werden müssten, dass aber für weiterreichende Forschungsambitionen heute weder Bedarf noch Personal noch Geld vorhanden sei. Die beschränkten finanziellen und personellen Ressourcen verlangten eben eine Konzentration auf das Wesentliche. Und Wissenschaft bringe schließlich keinen einzigen Besucher mehr ins Museum!

Dass diese Argumente nicht wirklich überzeugen, liegt auf der Hand – ernstgenommen müssen sie aber auf alle Fälle werden. Um keine Missverständnisse aufkommen zu lassen: auch bisher wurde an den Museen engagiert und intensiv geforscht. Doch die daraus resultierenden Ergebnisse verlangen geradezu nach einer stärkeren Bündelung, Vernetzung und konsistenten Publikation – ohne dass dabei die wissenschaftlichen Freiräume

der einzelnen Museumskonservatoren beschnitten werden sollen. Trotz aller bisherigen Forschungsleistungen (die keineswegs erst 1990 begonnen haben!) gibt es zumindest in Dresden noch genügend Lücken und brachliegende Felder, die dringend nach Füllung und Bearbeitung verlangen. Dass dies nicht im „Alleingang“ der Museen geschehen kann und darf, liegt auf der Hand; vielmehr sind Forschungsinstitute und Universitäten als Kooperationspartner einzubeziehen. Das betrifft in erster Linie kunsthistorische Institute, doch keineswegs ausschließlich: die Forschung an den Museen ist



„Immer wieder ist zu hören, dass das Gewicht der Museen primär aus ihren herausragenden gewachsenen Sammlungen resultiere, die gepflegt und präsentiert werden müssten, dass aber für weiterreichende Forschungsambitionen heute weder Bedarf noch Personal noch Geld vorhanden sei. Die beschränkten finanziellen und personellen Ressourcen verlangen eben eine Konzentration auf das Wesentliche.“

eben nicht nur eine geisteswissenschaftliche, sondern – im Zusammenhang mit erhaltenden und restaurierenden Maßnahmen – auch und in zunehmendem Maße eine naturwissenschaftliche.

Aus Dresdner Sicht muss noch ein ganz spezifisches Argument angeführt werden. Das sogenannte goldene augusteische Zeitalter im 18. Jahrhundert war die große kulturelle Glanzzeit Dresdens, und die Museen profitieren davon bis heute in erheblichem Umfang, wie die Eröffnung des rekonstruierten historischen Grünen Gewölbes eindrucksvoll demonstriert hat. Auf diese Glanzzeit kann und darf man sich in der Forschung allerdings nicht beschränken. Gleichgültig ob man von der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts aus zurück oder nach vorne schaut, es gibt noch viele lohnende Forschungsfelder.

Derzeit vollzieht sich ein intensiver Diskussions- und Klärungsprozess, der sich um Grundsätzliches, aber auch um ganz praktische Fragen dreht. Was gehört überhaupt zur Wissenschaft am Museum, welche Disziplinen sind einzubeziehen, wo ist das bisherige Profil zu erweitern (z.B. anlässlich der quasi fachfremden Ausstellung der Staatlichen Kunstsammlungen Dresden „Sehnsucht nach der Ferne. Äthiopien und Deutschland“, die im Leipziger Grassi-Museum gezeigt wurde), wie entwickelt sich das Aufgabenprofil der Konservatoren und das der Restauratoren weiter, wie gestaltet sich die Aufgabenverteilung zwischen fest angestellten Wissenschaftlern und solchen, die temporär in Drittmittelprojekten arbeiten?

Die Staatlichen Kunstsammlungen Dresden (SKD) sind ein über fünf Jahrhunderte gewachsener Verbund aus elf Museen sowie der Kunstbibliothek und dem Kunstfonds, ein Ort des Sammelns, Bewahrens, Vermitteln und Forschens mit dem Residenzschloss als Zentrum. Die SKD vertreten – trotz aller politischen und ökonomischen Zwänge – die Überzeugung, dass alle Bereiche ihrer Arbeit auf einer soliden und breiten wissenschaftlichen Basis gegründet sein müssen. Das manifestiert sich am augenfälligsten (aber keineswegs nur) in Ausstellungen, die der internationalen Forschung neue Impulse geben. Erwähnt seien nur exemplarisch einige wichtige Ausstellungen der letzten Jahre, die auf intensiven Forschungen gründeten:


- „Die BRÜCKE in Dresden 1905–1911“, Galerie Neue Meister;
- „Ludwig Richter – der Maler“, Galerie Neue Meister;
- „Der Triumph des Bacchus. Meisterwerke Ferrareser Malerei 1480–1620“, Gemäldegalerie Alte Meister;
- „Rembrandt. Die Dresdener Zeichnungen“, Kupferstich-Kabinett;
- „Menzel in Dresden“, Kupferstich-Kabinett;
- „Das Geheimnis des Jan van Eyck“, Gemäldegalerie Alte Meister und Kupferstich-Kabinett;

- „Ernst Rietschel zum 200. Geburtstag“, Skulpturensammlung;
- „Meißen für die Zaren“, Porzellansammlung.

Die Abnahme der öffentlichen Finanzierung, die Reduzierung von festen Mitarbeiterstellen und die skizzierte politische Distanz zur wissenschaftlichen Arbeit an Museen verlangt zunehmend, Forschungsprojekte über Drittmittel zu realisieren. Ohne Fremdfinanzierung wäre eine qualitätsvolle Museumsarbeit in Dresden nicht mehr vorstellbar. Diese Verlagerung ist zwar mit Gefahren verbunden und erschwert kontinuierliches, langfristiges Arbeiten, doch bietet sie auch Chancen für neue, unorthodoxe Projekte. Für die wissenschaftliche Profilierung und die Vernetzung der SKD spielen diese Projekte inzwischen eine große Rolle. Herausgegriffen werden sollen nur einige laufende Forschungsvorhaben, die ohne Drittmittel nicht hätten realisiert werden können.

Ein im wahrsten Sinne des Wortes gewichtiges Ergebnis hat die Gemäldegalerie Alte Meister mit ihrem zweibändigen Gesamtverzeichnis vorgelegt, dem Resultat jahrelanger Forschungen. Die Fritz Thyssen Stiftung hat zum Entstehen wesentlich beigetragen, die J. Paul Getty-Foundation förderte die Drucklegung. – Auch ein weiteres für die SKD bedeutendes Projekt wird von der Fritz Thyssen Stiftung ermöglicht: die Aufarbeitung ihrer Geschichte im 20. Jahrhundert. Der Schwerpunkt des Projektes „Geschichte der Staatlichen Kunstsammlungen zwischen 1918 und 1989 – Kunst und Museum in totalitären Systemen“ liegt in der Zeit zwischen dem Ende des Ersten Weltkriegs und 1956, dem Jahr der Rückkehr der Dresdner Gemälde aus der UdSSR. Mit diesem Projekt haben die SKD ein auch für andere Museen exemplarisches Vorhaben begonnen. – Die J. Paul Getty-Foundation fördert unter dem Titel „Kunsttransfer – Ein Kolleg zur Erforschung deutsch-russischer Kulturbeziehungen seit dem 17. Jahrhundert“ eine Plattform für den Wissenschafts- und Wissenschaftlerausaustausch zwischen hiesigen und russischen Museen. Der thematische Bogen spannt sich von Verbindungen zwischen der Dresdner und der St. Petersburger Kunstammer im 17. Jahrhundert bis hin zu bilateralen Fragen des Ausstellungs- und Exponattausches in den 1950er- und 1960er-Jahren.

Zur weiteren, unverzichtbaren Intensivierung, Bündelung und Koordinierung der wissenschaftlichen Arbeit werden seit Kurzem neue Wege beschritten. 2004 wurde Professor Martin Warnke (Universität Hamburg) gebeten, eine Bestandsaufnahme der Forschungsleistungen, -schwerpunkte und -interessen der an den SKD tätigen Wissenschaftler, speziell der Konservatoren, vorzunehmen. Professor Warnke entwickelte daraus das Konzept eines Wissenschaftsforums;



„Ohne Fremdfinanzierung wäre eine qualitätsvolle Museumsarbeit in Dresden nicht mehr vorstellbar. Diese Verlagerung erschwert langfristiges Arbeiten, doch bietet sie auch Chancen für unorthodoxe Projekte.“

als Generalthema schlug er die „Höfische Geschmacksbildung“ vor. Diese Anregung setzte intensive Diskussionen unter den Wissenschaftlern der SKD in Gang. Auf großes Interesse stieß vor allem die strukturelle Idee eines die Grenzen der einzelnen Museen überschreitenden, fest installierten internen Austausches, der dann in einer zweiten Stufe auch externe Wissenschaftler einbeziehen sollte.

Eine Arbeitsgruppe aus Mitarbeitern der SKD entwickelt derzeit auf Grundlage dieses Vorschlages und unter Einbeziehung weiterer Ideen das Konzept eines Wissenschaftsforums, das thematisch auf das bevorstehende Jubiläumsjahr 2010 Bezug nehmen wird. Zu diesem Datum jährt sich zum 450. Mal die Einrichtung der kurfürstlichen Kunstkammer im Residenzschloss, aus der alle Dresdner Sammlungen hervorgegangen sind. Auf das Jahr 2010 ist bereits die Ausstellungsplanung der Museen ausgerichtet; somit ist es sinnvoll, auch wissenschaftliche Aktivitäten darauf zu fokussieren. Das Konzept des Wissenschaftsforums sieht einerseits die Unterstützung der einschlägigen Forschungen in den einzelnen Museen, andererseits die Initiierung und Koordinierung von museumsübergreifenden Projekten, Archivrecherchen, Quelleneditionen und Publikationen vor.

Die im Rahmen des Wissenschaftsforums aktiven Wissenschaftler der SKD werden sich, so sieht es die Planung vor, regelmäßig sowohl in themenbezogenen Arbeitsgruppen als auch im Plenum treffen. Bei Bedarf werden externe Spezialisten dazu eingeladen. Graduierte der Kunstgeschichte und anderer Disziplinen sollen in das Wissenschaftsforum integriert werden. Sie könnten, sofern sich entsprechende finanzielle und organisatorische Rahmenbedingungen schaffen lassen, als Stipendiaten im Rahmen ihrer Dissertation Sammlungsbestände im Hinblick auf die übergreifende Fragestellung des Wissenschaftsforums zu bearbeiten. Daneben könnten sie zu beiderseitigem Nutzen in die laufenden Museumsarbeiten eingebunden werden. Die qualifizierte wissenschaftliche Betreuung der Stipendiaten könnte über die Wissenschaftler der SKD (darunter Honorarprofessoren, Privatdozenten und Lehrbeauftragte) sowie über Lehrende der TU Dresden, mit der eine enge Kooperation angestrebt ist, sichergestellt werden. Dieses Graduiertenprogramm könnte eine auf die spezifischen Möglichkeiten der Museen zugeschnittene Alternative bzw. Ergänzung zu entsprechenden universitären Einrichtungen darstellen. Das Wissenschaftsforum wird Assoziationen und Partnerschaften mit in- und ausländischen Universitäten, Museen und wissenschaftlichen Instituten eingehen. Das Generalthema „2010 – 450 Jahre Kunstsammlungen in Dresden“ wurde von der vorbereitenden Arbeitsgruppe unter mehreren möglichen Themen

„Das Konzept des Wissenschaftsforums sieht einerseits die Unterstützung der einschlägigen Forschungen in den einzelnen Museen, andererseits die Initiierung und Koordinierung von museumsübergreifenden Projekten, Archivrecherchen, Quelleneditionen und Publikationen vor.“





Was gehört zum Aufgabenkanon öffentlicher Museen? Lehmann und Roth (r.).

ausgewählt und zur hausinternen Diskussion gestellt. Es schließt explizit nicht aus, dass in den SKD unabhängig vom Wissenschaftsforum an anderen Themen weiter geforscht wird. Zahlreiche für die Geschichte und die Gegenwart der Dresdner Museen relevante Aspekte können in dieses Generalthema integriert werden. Dazu zählen beispielsweise die Formen und Bedingungen des Sammelns, Präsentierens und Vermittelns von Kunstwerken, die Klassifizierung und Ordnung der Sammlungsbestände, die Dichotomie von Bewahren und Verändern bei konservatorischen und restauratorischen Maßnahmen, der Prozess der Historisierung der Exponate im Museum.

Diese Aspekte bilden die strukturellen „Säulen“, in die konkrete, objektsammlungs- oder epochenbezogene Fragstellungen integriert werden, denen sich wiederum einzelne Arbeitsgruppen widmen. Dazu zählen u. a.:

- die Kunstkammer als „Keimzelle“ der Dresdner Sammlungen;
- die Nutzungsgeschichte des Residenzschlosses als Ort der Kunstkammer;
- die Hofkultur im 17. und 18. Jahrhundert;
- die höfische Geschmacksbildung;
- Kunstwerke als Medium der Staatsrepräsentation;
- die Sammlungen als „Spiegel der Welt“.

Das Spektrum der unter dem Dach des Generalthemas zu untersuchenden Fragen wird sich allerdings nicht nur auf die große Zeit der Dresdner Sammlungen im 18. Jahrhundert beschränken, sondern bis in die Gegenwart reichen.

Bereits die Planung des Wissenschaftsforums involviert zahlreiche Wissenschaftler der SKD und demonstriert das Interesse an einer weiteren Profilierung und Bündelung der wissenschaftlichen Arbeit. Die Realisierung wird diesen Prozess weiter befördern.



Podiumsdiskussion

Zwischen Angebot und Nachfrage

Die „Freiheit“ der Geisteswissenschaften

Teilnehmer

Professor Dr. Ulrich Herbert Universität Freiburg, als Vorsitzender der Arbeitsgruppe „Geisteswissenschaften“ des Wissenschaftsrates, Köln

Professor Dr. Wolfgang Herrmann Präsident der Technischen Universität München

Professor Dr. Sybille Krämer Philosophie, Freie Universität Berlin, Mitglied der Wissenschaftlichen Kommission des Wissenschaftsrates, Köln

Professor Dr. Frieder Meyer-Krahmer Staatssekretär im Bundesministerium für Bildung und Forschung, Berlin

Dr. Arend Oetker Präsident des Stifterverbandes für die Deutsche Wissenschaft, Essen, und Mitglied im Kuratorium der Fritz Thyssen Stiftung, Köln

Professor Dr. Günter Stock Präsident der Berlin-Brandenburgischen Akademie der Wissenschaften, Berlin

Moderation

Dr. Wilhelm Krull Generalsekretär der VolkswagenStiftung, Hannover



Die artes liberales waren ursprünglich in den Dienst der Ausbildung der geistigen Elite des Landes gestellt, und es war erst Wilhelm von Humboldt, der die Ausbildungsseite der Bildungsidee abgeschnitten und aus der Universität ausgelagert hat. Ich möchte mich dafür stark machen, dass wir mit Blick auf die Universität die Idee der Bildung nicht von der Idee der Ausbildung trennen.

Sybille Krämer

Das Selbstbild und die Praxis von Geisteswissenschaftlern haben sich in kurzer Zeit von gleich zwei Seiten geändert. Die veränderte Praxis durch



den großen Zuwachs an Studierenden und die Beibehaltung eines nicht mehr zeitgemäßen Leitbildes: aus diesen beiden Faktoren speist sich das Krisengefühl einer geisteswissenschaftlichen Landschaft, die nach wie vor zur internationalen Spitze gehört.

Ulrich Herbert

Es ist ein großes Drama, dass wir in Deutschland in den Geisteswissenschaften über keine allgemeinen Standards in der Leistungsbeurteilung verfügen. Ich halte es für eine große wissenschaftspolitische Aufgabe, hier Abhilfe zu schaffen.



Sybille Krämer



Im Bereich der Wissenschaften muss auch das vermeintlich Nutzlose seinen Platz haben, denn ein konstituierendes Merkmal von Forschung – zumal der Grundlagenforschung – besteht über alle wissenschaftlichen Disziplinen hinweg darin, dass sie ihre wirtschaftliche oder gesellschaftliche Zweckmäßigkeit nicht vorwegnehmen kann.

Arend Oetker

Mit Blick auf die bis 2011/2012 ansteigenden Studierendenzahlen halte ich es für sarkastisch, wenn einige Minister von erneuten Untertunnelungsstrategien sprechen und meinen, durch eine Erhöhung der Betreuungsrelation und eine Verlängerung der Lebensarbeitszeit der Professoren sei das Problem gelöst. Wenn wir damit so umgehen, dann sind die Geisteswissenschaften tatsächlich in ihrer Existenz bedroht.



Wilhelm Krull

Für uns als Kulturnation haben die Geisteswissenschaften einen Wert an sich. Sie können darüber hinaus Beiträge zu ethischen Fragen –



Stichwort Stammzellforschung – liefern. Meine Bitte an die Geisteswissenschaften wäre, sich hierfür zu öffnen, denn hier besteht ein Bedarf, auf den sie eingehen sollten.

Frieder Meyer-Krahmer

Es gehört zur Misere in unserem Land, dass die Universitäten zum Teil führungsschwach dahindümpeln und keine Prioritäten und Schwerpunkte setzen.



Wolfgang Herrmann

Wenn von der ‚Krise der Geisteswissenschaften‘ als einer ‚eingebildeten Krankheit‘ gesprochen wird, möchte ich dem entgegensetzen: Vielleicht ist der eingebildete Kranke doch ein bisschen malade – wie im richtigen Leben auch!

Günter Stock



Wir haben in verschiedenen Fächern an verschiedenen Universitäten gewissermaßen einen stillen Pakt zwischen Lehrenden und Lernenden: „Tu du mir nichts, dann tu ich dir auch nichts.“ Wer neunzig Leute im Hauptseminar sitzen hat, hat auch ein gewisses Recht dazu.

Ulrich Herbert



Ich halte es für eine ganz fatale Entwicklung in der deutschen Wissenschafts- und Universitätslandschaft, dass die Forschung zunehmend aus den Universitäten auswandert.

Sybille Krämer



Wir erleben derzeit eine Disparität zwischen dem individuellen Bedürfnis des Einzelnen nach immer größeren Leistungen, auch nach naturwissenschaftlichen Hochleistungen, und der Notwendigkeit, eine Gemeinschaft, ein Gemeinwesen zusammenzuhalten. Dies kann nur durch die Geisteswissenschaften geleistet werden.

Arend Oetker



Durch die Konzentration auf die Akzeptanzprobleme der Natur- und Ingenieurwissenschaften ist es

lange Zeit vernachlässigt worden, die Leistungen der Geisteswissenschaften für die Gesellschaft deutlich zu machen. Man hat sich so lange in der Nische wohlfühlt, weil man die Aufmerksamkeit zum Teil auch nicht wollte.

Wilhelm Krull

Ich sehe den Königsweg in Menschen, die verschiedene Disziplinen verstehen können, und die Brücken zwischen den verschiedenen disziplinären Sichtweisen herstellen können. Darin liegt für unsere Gesellschaft langfristig eine ganz wichtige Fähigkeit.

Frieder Meyer-Krahmer



Wenn ich höre, dass die Geisteswissenschaften Ruheräume zur Forschung benötigen, klingt das für mich wie ein Klischee. Wieso sollen



Naturwissenschaftler und Ingenieure diese Ruheräume nicht bekommen? Die hätten sie im Grunde noch dringender nötig, denn die denken in aller Regel zu wenig über das nach, was sie tun.

Wolfgang Herrmann

Bis in die späten fünfziger Jahre hatte der deutsche Nationalstaat einen außerordentlichen Bedarf an kultureller Legitimation. Für die Geisteswissenschaften hatte das eine symbolische Bedeutungserhöhung zur Folge, die nicht über Geld definiert war.



Ulrich Herbert

Akademische Bildung hat heute die Aufgabe, neben der Ausbildung für eine wissenschaftliche Laufbahn Fach- und Führungskräfte für den außerhochschulischen Arbeitsmarkt zu qualifizieren. Nicht jeder, der Germanistik studiert, will und kann Germanist werden.

Arend Oetker



Unter Geisteswissenschaftlern gibt es ein gestörtes Verhältnis zur Zahl. Man bildet sich geradezu etwas darauf ein, von Formeln nichts zu verstehen. Der Vergleich über Zahlen ist aber das Medium, um



unterschiedliche Leistungen einander gegenüberstellen zu können. All dies wird von den Geisteswissenschaftlern nicht gesehen, und das hat Folgen bis in die Evaluationsverfahren. Klar ist aber, dass es ohne Evaluationsverfahren nicht geht.

Sybille Krämer

Die Universitäten haben jetzt in immer mehr Bundesländern weitgehend Autonomie, und es ist damit an den Geisteswissenschaftlern selbst, in ihren jeweiligen Hochschulen die Debatte offensiv zu führen und die Ressourcenverteilung, die sich ausschließlich nach kruden Drittmittelindikatoren richtet, nicht einfach hinzunehmen.



Wilhelm Krull



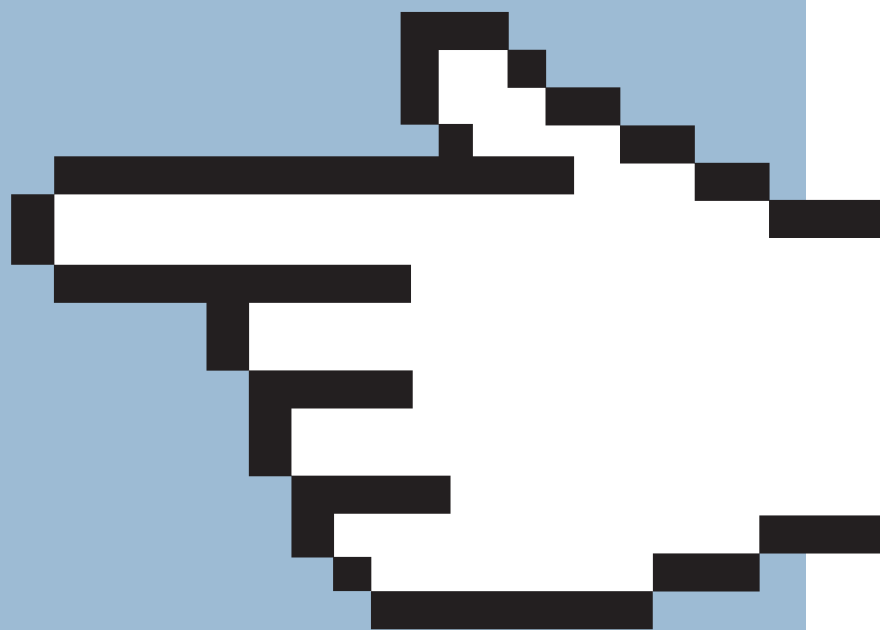
Das, was in der Zukunft in den Geisteswissenschaften zu leisten ist, kann nur in Kooperation geleistet werden. Deshalb müssen

Geistes- und Naturwissenschaftler zu bestimmten Fragen von Beginn an zusammenarbeiten.

Günter Stock

Geisteswissenschaften im Wandel

Voraussetzungen und Perspektiven



Ulrich Raulff

Alte und neue Ziele

Wissen – Bildung – Orientierung

Das literarische Museum ist ein besonders geeigneter Ort, um literarische Bildung zu vermitteln, auch und gerade angesichts gestiegener ästhetischer Ansprüche der Rezipienten. Literarische Bildung fördert Kritik, Ironie und die Kunst des Vergleichens, und trägt somit dazu bei, Distanz zu schaffen, der wichtigsten Voraussetzung für geistige Freiheit.

Das weltweit größte Bildungsereignis dieses Jahres geht nicht von Salzburg, dem Geburtsort Mozarts, aus und erst recht nicht von Berlin, dem Sterbeort Benns und Brechts. Sein Ausgangsort liegt im Zentrum von Paris, genauer gesagt im Louvre. In dessen Grande Galerie spielt die Anfangsszene des *Da Vinci Code*. Der Plot des Buches ist spannend, seine These dürftig, den Erfolg hat das nicht verhindert. Sechzig Millionen mal hat der Roman sich bisher verkauft; der perfekt vorbereitete Filmstart war furios. Gibt es einen besseren Anlass, die alten Platten der Kulturkritik aufzulegen und noch einmal den Songs von der Kulturindustrie und dem Ende der Bildung zu lauschen? Falsch, sagt uns die Rezensentin der „Frankfurter Allgemeinen Sonntagszeitung“: Zu den drei großen Quellen der Sehnsucht, aus denen der Erfolg des Buches von Dan Brown sich speise, gehöre neben Spiritualität und Gewissheit „nun ja – offenbar auch Bildung“ (Julia Encke, FAS vom 14. Mai 2006). Der Film stille die große Sehnsucht nach abendländischer Kultur, die in Amerika derzeit besonders ausgeprägt sei.

Lassen wir diese Deutung dahingestellt. Erinnern wir nur daran, dass sich auch in dem anderen überwältigenden Buch- und Kinoerfolg unserer Tage, der Sequenz der *Harry-Potter*-Romane und ihrer Verfilmungen, eine ähnliche Motivlage ausmachen lässt: Feiert nicht in *Harry Potter* der englische Schulroman ein glänzendes Comeback? Reiht sich die Entwicklungsgeschichte des jungen Mannes nicht in die Tradition des europäischen Bildungsromans ein? Steht Harry, der jugendliche Zauberlehrling, nicht dem Emile der aufgeklärten Herzensbildung ebenso nah wie allen Schlemihls der romantischen Unheimlichkeit? Und wie steht es, um ein drittes Beispiel aus der Reihe der besten schlechten Bücher zu nennen, mit dem *Herrn der Ringe* – ist nicht auch dieser Bucherfolg letzten Endes ein Erfolg des Bu-



Ulrich Raulff ist Direktor des Deutschen Literaturarchivs Marbach.

ches, eine Feier des Lesens, Triumph einer literarischen Kultur, über die in Wahrheit kaum einer seiner Leser mehr verfügt (so Thomas Steinfeld in der SZ, 5. Oktober 2004)?

In der Tat könnte man sich der tröstlichen und etwas biedermeierlichen Idee hingeben, das Ideal der Bildung überlebe im Trivialroman, und wenn die bildungsbürgerliche Welt in Scherben liege, sei es doch sinnvoll, seine Kinder aufs humanistische Gymnasium zu schicken: Sie würden dort wenigstens instand gesetzt, die Zitatesträube von Dan Brown, Joanne Rowlings und Walter Moers als solche zu erkennen und gekonnt zu zerpfücken. Literaturkenntnis schützt bekanntlich vor Neuentdeckung, und wer Homer und Shakespeare kennt, wird mit Stephen King und John Grisham leichter fertig als der ungebildete Zeitgenosse.

Sehen so die *neuen Ziele* aus, von denen im Titel die Rede ist?, werden Sie mich fragen. Finden Sie wirklich, Bildungskompetenz solle sich darin erschöpfen, den jeweils passenden Codeknacker zu liefern für die aktuellen Zumutungen der globalen Unterhaltungsindustrie? Und ich frage zurück: Warum eigentlich nicht? Was soll nach Ihrer Meinung denn die Aufgabe der Philologen sein? Wie viele zwanzigbändige historisch-kritische Gesamtausgaben mit dreißigjähriger Laufzeit wollen Sie denn noch auflegen? Wo liegt für Sie der Unterschied zwischen der Entzifferung des Steins von Rosette und dem Knacken des Da Vinci Code? Warum ist die Mikrogeschichte eines Dorfes wie Mainingen legitim, und warum ist es die Mikrosoziologie von Entenhausen nicht? Was stört Sie an der Tatsache, dass das „Buch in der Jackentasche“, das der kulturkonservative George Steiner preist, jenes Buch, das immer und überall mitgeht, längst vom iPod abgelöst wurde, und was befürchten Sie von der Verdrängung der literarischen Kultur durch die Musik-Video-Kultur? Wollen Sie Ihren Bildungsbegriff so stark erweitern, dass er

auch diese neuen Segmente noch umgreift – oder wollen Sie mit Ernst Robert Curtius seine Grenzen zurücknehmen auf die Reservate der europäischen Kultur und den Kanon von Homer bis Hofmannsthal?

Wissen, Bildung, Orientierung: Drei Leitbegriffe wurden mir an die Hand gegeben. Einer von ihnen ist gleichsam wertneutral. Wissen mag gut oder böse, nützlich oder nutzlos sein, es wird das alles erst durch seine Prädikate, von sich aus ist es nichts von alledem. Positiv an sich ist das Wissen nur als das Gegenteil von Nichtwissen; so elementar betrachtet ist es freilich ein hohes Gut. Bildung und Orientierung sind Begriffe anderer Art. In ihnen kommt ein moralisches Weltverhalten zum Ausdruck, eine Spannung, eine Absicht, ein Programm. Im Begriff der Bildung ist ein Streben angelegt, eine Intention auf Teilhabe an der Kultur und Humanität schlechthin. *Bildung* ist ein emphatischer Begriff und schmeckt nach Normativität. In seiner Geschichte stecken alle Selbstbefreiungsversprechen der Weimarer Klassik und die unendliche Geschichte des deutschen Idealismus.

Der Begriff *Orientierung* wiederum suggeriert ein Versprechen auf gute Kybernetik: auf verlässliche Führung durch die kulturellen, medialen und moralischen Angebote, auf wertgeleitete Lenkung durch die Unübersichtlichkeit zerfallender Sinnwelten. Das Problem mit der Bildung besteht nämlich nicht in der Seltenheit und Unauffindbarkeit der Werke, aus denen man sie beziehen könnte, sondern in deren Überangebot. Die konkurrierenden Suggestionen *eines* Kanons, mit denen der deutsche Buchhandel in den letzten Jahren tüchtig verdient hat, bieten überschaubare Reduktionen einer unüberschaubaren Komplexität. Beschreibt Bildung einen Weg des Heils, so bezeichnet Orientierung das GPS, die Pastoralfunktion, um diesen Weg nicht zu verfehlen.

Zu der historisch-semantischen Grundausstattung von Bildung gehört neben dem Hellas-Komplex, also der Verpflichtung auf geistigen Wettbewerb mit den vorbildlichen Griechen, auch der Widerstand gegen alle pragmatischen Zumutungen. Ideale ganzheitliche Entwicklung verträgt keine Anwendung jenseits von Forschung, Philologie und pädagogischer Reproduktion. Bildung enthält einen Stachel gegens Gegebene, auch gegen die Gegebenheit ihrer Zurichtung zum Kanon. Noch die Nützlichkeitsprüfung heutiger Eltern, die für ihr Kind eine humanistische Ausbildung wählen, weil diese laut jüngstem Ranking für eine erfolgreiche Banklaufbahn qualifiziert, kapitalisiert den antiutilitaristischen Reflex der frühen Tage. Dass ihre Wahl nur scheinbar im Widerspruch zum antiökonomischen Affekt der klassischen Bildung steht, erweist sich an deren Metapherngeschichte: Sie blieb der Bildwelt der Akkumulation und Schatzbildung verpflichtet, bis die desaströsen Lageberichte der letzten Jahrzehnte den Übergang zur (ebenfalls ökonomischen) Metaphorik einer Liquidation der Bestände nahelegten.

Wer sich an einer Phänomenologie der zeitgenössischen Bildungslandschaft oder richtiger -schutthalde versucht, stößt auf eine Polarität, von der ein Dialektiker alter Schule sagen würde, sie bedinge sich notwendig gegenseitig. Auf der einen Seite beobachten wir eine rasant beschleunigte Zersplitterung des ehemaligen Bildungswissens in eine unübersehbare Fülle von Spezialexperten und Pop-Philologien. Das Modell Bahnhofskiosk, an dem sich der Zerfallsprozess anschaulich darstellt, überträgt sich bruchlos auf die geisteswissenschaftlichen Fakultäten und ihre drittmittelgestützten Rekombinationen: Die Tendenz zur partikularistischen Sonderforschung ist unübersehbar. Auf der anderen Seite erblicken wir fortwährend neue Versuche zur autoritativen Rettung und Rekonstruktion der zerstreuten Bestände im Sinn eines Kanons oder einer irgendwie überlieferungsfähigen Liste: Jeder Kritiker, jeder Feuilletonredakteur geriert sich in periodisch wiederkehrenden Anfällen als Kulturschutzbehörde in einer Person. Was also steht an: eine Reformation des Kanons oder seine zynisch-entschlossene Aufsplitterung? Oder, im Blick auf die Da-Vinci-Code-Forschung gefragt: Rekonstruktion der Philologien als Weltdechiffrier-syndikat oder resolute Hinwendung zur explosionsartig sich differenzierenden Eso-Ecke der Traditionsforschung? Dank der Technik des Internet werden sich vermutlich beide Seiten der Alternative verwirklichen lassen.

Was von der Bildung gilt, ihr hohes moralisches Anspruchsniveau, das gilt mutatis mutandis auch von den Geisteswissenschaften. Hätten wir es statt mit Wissenschaften mit Ottomotoren zu tun, wir würden sagen, ihr Verbrauch an klingel- und klopfester Legitimation sei schon immer hoch gewesen. Sämtliche Geisteswissenschaften konnten es nicht dabei belassen, gutes Handwerk zu vermitteln, also beispielsweise ordentliche Philologie zu lehren – mit allem, was dazugehört an Analyse, Kritik, Kommentar und Editionspraxis. Stets folgten sie einer Leitvorstellung, einem alten oder neuen Ziel, das außerhalb ihrer selbst lag und das sich, sofern nicht unmittelbar politische Ziele (wie Nation oder Rasse) bestimmend wurden, im Rückgang auf jene historische Periode bestimmte, in der sich die bis heute gültige Moralisierung des Wissens vollzog, also die Epoche der Aufklärung.

Ähnlich wie der Begriff der Bildung waren auch die Geisteswissenschaften immer durchzogen von einem Tonus, einer Spannung auf etwas hin, heiße dieses Etwas nun Humanität, Toleranz, Selbst- oder Alteritätsbewusstsein. Gewiss hat auch der humanistische Kosmos periodisch Versuche erlebt, diese Spannung, die in Wahrheit – Schiller sei mein Zeuge – eine doppelte war, eine moralische und eine ästhetische Spannung, herabzusetzen und die Zielsetzung zu versachlichen; denken Sie an die Übertragungen der Kybernetik, den Strukturalismus, die Kliometrie oder die Anwendung der Hirnforschung. Aber so wenig sich die Geisteswissenschaften damit begnügen wollten, bloße Reparatur- oder Kompensationsunternehmen der techni-

schen Zivilisation zu sein, so wenig konnten sie von ihrem Anspruch ablassen, zur Verbesserung der Menschennatur beizutragen und den Verwirrten Orientierung zu bieten.

Erinnern, Verstehen, Vermitteln, Gestalten. Mit diesen vier Verben wird der Geltungs- und Aufgabenbereich der Geisteswissenschaften treffend umschrieben. Gleichzeitig beschreiben sie einen unsichtbaren Bogen von der *Vita contemplativa* hin zur *Vita activa*; und wenn man will, lässt sich diesen vier Verben auch eine historische Kurve unterlegen: *from Plato to Nato*, vom Erinnern zum Gestalten. Lassen Sie diese Verben zu Funktionen erstarren und diese ihrerseits in Institutionen aufgehen, so haben Sie zugleich die vier Ba-

seiseinrichtungen benannt, in denen die Geisteswissenschaften, seit es sie gibt (und lange bevor es sie als solche gab) diesem Aufgabenspektrum arbeitsteilig nachkommen, nämlich *Archiv, Bibliothek, Hörsaal und Museum*. Gewiss kennen auch die Geisteswissenschaften ihre Labors und Bühnen, Ateliers und Werkstätten; vielleicht ist heute das Rechenzentrum oder der Server des Instituts wichtiger geworden als das alte historisch-literarische Quartett. Lange Zeit aber gab es eine funktionale Arbeitstei-

lung zwischen den Großen Vier der humanistischen Institutionenwelt, differenziert nach den vier oben genannten Verben.

Auch im Begriff der Bildung liegt trotz allem überwiegenden Hang zum Holismus und zur Vereinheitlichung eine schwache Tendenz zur Differenzierung. So unterscheiden wir etwa eine moralische oder Herzensbildung von einer ästhetischen Bildung, einer historischen, einer politischen oder auch, neuerdings wieder, einer naturwissenschaftlichen Bildung. Als gute Leser Schillers wissen wir freilich, dass sich all dies nicht voneinander trennen lässt, und dass es namentlich die ästhetische Bildung ist, welche alle anderen Bildungen umschließt und erschließt: Sie besitzt die humanistische Generalvollmacht, uns erst zu wahren Menschen werden zu lassen. Dennoch bleibt, trotz ihrem natürlichen Bestreben, das Ganze zu sein, auch die ästhetische Bildung nur eine Teil-Bildung, die sich in weitere Partikular-Bildungen differenziert, eine musische, eine visuelle, eine literarische Bildung. Dieser letzteren widmen sich die Einrichtungen des Deutschen Literaturarchivs in Marbach.

Als Wilhelm Dilthey im Jahr 1889 zur Gründung von „Archiven für Literatur“ aufrief, stand ihm ein Begriff von literarischer Bildung vor Augen, der vom Nationalbewusstsein finalisiert war: Der Geist erkannte und ehrte sich in der Fülle seiner nationalen Kulturschätze. Das literarische Archiv entstand als Autographenpantheon des deutschen Geistes. Erinnern und Verstehen waren seine Ziele, Sammeln und Bewahren die dazu notwendigen Voraussetzungen. Als knapp anderthalb Jahrzehnte später in Marbach ein Schiller-Museum gegründet wurde, traten zu den Funktionen des Erinnerns und



„Die ästhetische Bildung besitzt die humanistische Generalvollmacht, uns erst zu wahren Menschen werden zu lassen.“

Verstehens noch die des Vermittelns und Gestaltens hinzu: Von vornherein war das Museum als Archiv konzipiert – et vice versa: also ein Archiv, das seine bewahrende und erinnernde Tätigkeit vor aller Augen ausführen sollte. Erinnern und vermitteln, sammeln und zeigen – in einem Haus und unter einem Dach sollten die esoterische und die exoterische Seite der Geisteswissenschaften der literarischen Bildung dienen. Immer wieder wird das Archiv die darstellerischen Fähigkeiten des Museums herausfordern, immer wieder das Museum Fragen aufwerfen und Probleme formulieren, auf die allein das Archiv antworten kann. An dieser Aufgabenstellung hat sich bis heute nichts geändert. Allerdings ist die funktionale Differenzierung fortgeschritten und verlangt einen höheren Spezialisierungsgrad sowohl aufseiten der Sammler als auch auf der der Vermittler.

Seit etwa zwanzig Jahren erleben wir einen stürmischen Siegeszug der audiovisuellen Medien, der durch ihre Miniaturisierung und ihre Kombinierbarkeit mit älteren Kommunikationsmitteln wie dem Telefon noch verstärkt wurde. Für die literarische Bildung und ihre museale Vermittlung ist diese technische Revolution der Kommunikationsmittel und der alltäglichen Bild-, Wort- und Musikrezeption nicht folgenlos geblieben. Die ästhetischen Ansprüche an die Vermittlung sind gestiegen; die Erwartungen an Gestaltung und Rezeptionskomfort, an Lichtdesign und sinnliche Präsenz der Exponate sind ungleich höher als vor zwei oder drei Jahrzehnten. Aufseiten des Publikums steht dem ein Formwandel des Kennertums gegenüber: von der literarischen Kennerschaft zur Designexpertise bzw. zum geschulten Blick für Präsentationsweisen. Die Wahrnehmung und Schätzung des Exponats im Literaturmuseum muss deswegen nicht leiden. Allerdings wird das Exponat jetzt stärker als visuelles Objekt und weniger als physischer Träger einer metaphysischen Bedeutung wahrgenommen. Damit verschiebt sich der Fokus der Perzeption: weg vom Lesen, hin zum Betrachten. Wer literarische Bildung vermitteln will, kommt nicht umhin, solche Veränderungen der Perzeptionsstile zur Kenntnis zu nehmen.

Sie verrennen sich schon wieder, werden Sie mir sagen, und schon wieder springen Sie zu kurz. Vorhin haben Sie Bildung mit der Fähigkeit zum *code-breaking* verwechselt; jetzt verwechseln Sie sie mit der fragwürdigen Kompetenz, sich von technischen *gadgets* faszinieren zu lassen und Designtrends zu folgen. Besteht nicht Bildung, literarische Bildung zumal, in etwas ganz anderem, nämlich in der Fähigkeit, Deutungsmuster zu erkennen und ästhetische Weltentwürfe zu verstehen, Formprobleme zu begreifen und ihre Lösungen zu diskutieren? Und was hilft Ihnen dabei besser, der mit Weltliteratur gefüllte Bücherschrank oder die mit Elektronik vollgestopfte Ausstellungsvitrine? Am Ende einer Lesung von Texten des deutschen Enzyklopädisten Arno Schmidt beklagte kürzlich ein Besucher und Angehöriger der Schmidt-Ge-



Wie legitim ist die Mikrosoziologie von Entenhäusern? Raulff (r.) und Lehmann.

meinde, einer literarischen Sekte von strenger Observanz, die zunehmende Unverständlichkeit seines Lieblingsautors für zeitgenössische Leser. Niemand unter den Nachgeborenen verstehe mehr Schmidts Anspielungen auf die Werbung der fünfziger Jahre oder die sexuellen Codes der Nachkriegszeit. Der Geist, der Äther der Zeit gehe verloren, im Gegenzug wachse die Notwendigkeit eines alles überwuchernden Kommentars. Was angesichts der Hermetik des späten Schmidt naiv klingt, trifft einen richtigen Punkt. Die Semantik stirbt vor den Menschen. Schon die Zeitgenossen von einst erinnern sich ein halbes Jahrhundert nicht mehr präzise an das, was mit Äußerungen von damals im Einzelnen gemeint war. Jetzt schlägt die Stunde des Archivs.

Das Archiv findet seine Aufgabe nicht nur in der Sammlung und Aufbewahrung kultureller Zeugnisse und Überreste. Das Archiv ist auch Speicher der Deutungen und Bedeutungen, die mit diesen Objekten in ihrer Zeit (und in der Zeit der Rezeption) verbunden waren. Mittels der Techniken der Kritik und des Vergleichs, für die das Archiv die Dokumente bereitstellt, lässt sich rekonstruieren, was jenseits des Wortlauts der Äußerungen ihr historischer Sinn gewesen ist. Dies kann die Arbeit eines geisteswissenschaftlichen Seminars sein; es kann auch das Werk eines Museums sein. Ein Museum kann seinen Ehrgeiz, es kann sein gesamtes Ethos darin setzen, den originalen historischen Sinn der Objekte, die es ausstellt, zu rekonstruieren und diesen Sinn – etwa durch den Stil der Ausstellung – zu vermitteln (sofern es diese Aufgabe nicht an eine Begleitpublikation delegiert). Ein Museum kann sich aber auch – ähnlich wie eine Theaterbühne – als Labor verschiedenster Deutungen begreifen.

Ein Museum kann seinen Exponaten einen Sinn geben, den sie zu ihrer historischen Geburtsstunde und der Intention ihrer Schöpfer nach vermutlich nicht hatten. Es kann ihnen den Sinn auch ganz oder weitgehend entziehen. Es kann sich als semantisches Labor begreifen; es kann radikale Desemantisierung betreiben. Es kann das Objekt, sein Exponat, so pur oder „nackt“ wie möglich präsentieren – ohne Legende, ohne Kommentar, ohne diese Leitern oder Rolltreppen in das Obergeschoss des Sinns, über die man

die Ebene der direkten Konfrontation mit dem Objekt alsbald wieder verlässt. Ein Museum kann Bögen schlagen zwischen literarischer und visueller Kultur, zu denen das Medium des Buches allein nicht in der Lage wäre.


Vielleicht war dies der Grund dafür, dass Dietrich Schwanitz, Autor eines erfolgreichen und umstrittenen Buches über Bildung, in den letzten Jahren seines Lebens am praktischen Experiment eines literarischen Museums arbeitete. Vielleicht hätte dieser unruhige Geist, besessen von einem Ideal lebendigen Bildungswissens, auch das Museum redefiniert: im Raum der Erinnerung gleichzeitig semantisches Labor und experimentelle Bühne zu sein. Ein ähnliches Projekt hat zu seiner Zeit Aby Warburg verfolgt, indem er den ins Zeichen der Erinnerung (ins Zeichen der *Mnemosyne*) gestellten Raum der Gelehrtenbibliothek als Experimentalraum begriff, in dem sich die Konfliktgeschichten des historischen Bild- und Schriftgedächtnisses rekonstruieren und gelegentlich performativ reanimieren ließen.

Gut, werden Sie jetzt möglicherweise sagen, wir haben verstanden, dass Sie die Bildung, zumal die literarische Bildung, für ein irgendwie immer noch erstrebenswertes Gut halten. Sie haben sich ein wenig gewunden ausgedrückt, Sie haben ein bisschen viel von Semantik geredet und ein bisschen wenig von Goethe und Humboldt, aber das sei Ihnen als altem Strukturalisten verziehen. Sie haben uns auch deutlich gemacht, dass Sie aus irgendwelchen Gründen das literarische Museum für ein besonders geeignetes Instrument zur Beförderung der literarischen Bildung in medial und kulturell anders orientierten Zeiten halten. Auch das sei Ihnen nachgesehen; als Leiter einer Institution, die sich soeben um ein zweites Museum erweitert, können Sie schlecht anders. Aber nun kneifen Sie nicht länger und sagen uns unumwunden, was Ihre – im Titel Ihres Vortrags angekündigten – *neuen Ziele* sein sollen. Wozu soll die literarische Bildung gut sein, die Sie befördern wollen, und wem soll sie nützen?

Lassen Sie mich mit dem beginnen, wozu literarische Bildung meiner Meinung nach *nicht* da sein soll; die Negation fällt immer leichter. Wie Sie meine auch ich, dass es nicht darum geht, Menschen dafür fit zu machen, Fernsehquizshows oder agonale Partykonversationen zu bestehen; ich denke auch, dass wir vom *codebreaking* als Bildungsziel absehen können. Man kann den Sinn literarischer Bildung nicht vom Lustprinzip ihres Unterhaltungswerts herleiten – auch wenn der nicht gering zu schätzen ist. Ich meine, zweitens, dass wir uns vor der Verfrömmelung der literarischen Bildung – und übrigens auch der Geisteswissenschaften – zur positiven Weltanschauung, zu einer intrikaten Mischung aus Wissenschaft und Moral, fernhalten sollten. Zu welchen Niveaueinbrüchen die zwanghafte Moralisierung des literarischen, philosophischen und historischen Wissens führt, lässt sich an manchen Produkten der amerikanischen *humanities* studieren. Wer literari-

sche Bildung und kulturelles Gedächtnis um die Seite des Bösen, Unbegreiflichen und Tragischen bringen will, bringt sie auf Sonntagsschulniveau.

Bleiben wir kurz beim Stichwort des Unbegreiflichen. Damit muss nicht ausschließlich das unbegreiflich Böse gemeint sein. Wir wollen die Geisteswissenschaften nicht auf Sadismusforschung oder Hitlerbiografik beschränken. Das Unbegreifliche kann schlicht und einfach das Unbegriffene, Unverständene oder Unverständliche bezeichnen – und auch in dieser Hinsicht ist es eine Zentralvokabel für jeden, der über literarische Bildung oder das Wissen der Geisteswissenschaften nachdenkt. Die Begegnung des Menschen mit seiner persönlichen Dummheit gehört ja zu den epistemischen Grundsituationen. Und jeder Mensch hat seinen persönlichen Stil, mit dieser wiederkehrenden Erfahrung umzugehen; jeder verfügt über seinen eigenen Stil des *handling* von Situationen kognitiver Überforderung. Auch damit muss ein Vermittler literarischer Bildung vertraut sein; er muss die Unkenntnis und das Unverständnis, er muss die Dummheit als verlässlichen Partner seines Handelns beständig im Blick haben.



„Der Vermittler literarischer Bildung muss die Unkenntnis und das Unverständnis, muss die Dummheit als verlässlichen Partner seines Handelns beständig im Blick haben.“

Aber zurück zu den Zielen literarischer Bildung und ihrer Vermittlung im literarischen Museum. Ich habe deshalb so relativ lang über die Semantik des Exponats gesprochen, weil bei literarischen oder literaturhistorischen Zeugnissen das Spiel mit dem Sinn natürlich eine besondere Rolle spielt; sicherlich ist sie größer und zentraler als etwa in einem Technik- oder einem Militärmuseum. Anders als Äxte und Helme werden literarische Manuskripte nicht erst dadurch zu *Semiophoren* (wie Krzysztof Pomian das genannt hat), dass man sie ins Museum stellt: Sie sind dies auch vorher schon. In radikaler Reduktion könnte man sagen: Literatur als Kunstform ist nichts anderes als das Spiel mit dem Sinn der Zeichen und Worte, und deshalb tut ein literarisches Museum gut daran, den Sinn für dieses Spiel zu vermitteln und dabei auch die Begegnung mit dem Unverständlichen, mit dem Rätsel und mit der Dummheit nicht zu scheuen.

Eine Anekdote aus den zwanziger Jahren des 20. Jahrhunderts überliefert eine Heidelberger Konversation zwischen dem Archäologen Ludwig Curtius und dem berühmten Romanisten gleichen Namens, Ernst Robert Curtius. Es ging um Untergang und Nachleben der antiken Kulturen. Vom Flug des Gespräches hingerissen, ließ sich Ernst Robert Curtius, der eben damals sein berühmtes Buch über *Französische Kultur* schrieb, zu der Bemerkung hinreißen, manchmal träume er davon, ihm brächte jemand die Nachricht von einer Katastrophe, welche in einer Nacht die gesamte französische Kultur verschlungen habe, und er, Curtius, müsse oder vielmehr: dürfe nun darangehen, sie in der nächsten Nacht zur Gänze zu rekonstruieren. Etwas von

dieser Lust an der Dekonstruktion und Rekonstruktion vergangener Sinnwelten sollte auch das literarische Museum vermitteln können.

Wie Sie wissen, hat Aby Warburg sein Labor des europäischen Bildgedächtnisses nicht nur ins Zeichen der Mnemosyne gestellt, die er übrigens für eine gefährliche, zerreißende Macht hielt. Bibliothek, Bilderatlas und alles, was sich an Aktivitäten in ihrem Umkreis entfaltete, standen auch im Zeichen der Sophrosyne. Erst im Wechselspiel von Mnemosyne und Sophrosyne, im Mit- und Gegeneinander von Kräften der Erinnerung und Irritation und Kräften der Weisheit und des Ausgleichs öffnet sich der „Denkraum der Besonnenheit“. Er erlaubt es dem Menschen, der Macht des blinden Schicksals standzuhalten und ihr die Kraft des Geistes entgegenzusetzen, der Probleme formuliert und gelegentlich sogar löst. Er verschafft dem Menschen Distanz, die erste Voraussetzung für geistige Freiheit.

In diesem alten Ziel der Philosophie, dem Warburgs Kulturphilosophie den zeitgenössischen Ausdruck verleiht, erblicke ich auch das wichtigste der *neuen Ziele* der Bildung im Allgemeinen und der literarischen Bildung im Besonderen. Auch die Literatur hat ein Gedächtnis, nein, sie ist ein Gedächtnis verschiedener Techniken der Distanzgewinnung. Als die drei wichtigsten nenne ich: *Kritik, Ironie und Komparatistik* oder die Kunst und Leidenschaft des Vergleichens. In der Kenntnis und Beherrschung, in der täglichen Übung dieser Techniken liegt das vorzügliche Ziel literarischer Bildung – und nicht in der summarischen Kenntnis von Texten, Namen, Figuren und Motiven. Kritik, Ironie und die Kunst des Vergleichs lebendig zu halten als drei hervorragende Kulturtechniken unseres Kulturraums, darin sehe ich die Hauptaufgabe literarischer Bildung. So trägt sie dazu bei, Distanz zu schaffen, so befeuert sie den Wunsch nach geistiger Freiheit.

Klaus-Dieter Lehmann

Alte und Neue Medien

Bibliotheken – Archive – Internet

Um das Wissen der Vergangenheit auch für die Zukunft zu bewahren, müssen geeignete Technologien und informationstechnische Verfahren entwickelt werden. Bei der Digitalisierung von Büchern gibt es hierzulande nur partikuläre Bemühungen. Die große Google-Offensive hat jedoch weltweit Aufsehen erregt und einige Mitbewerber auf den Plan gerufen. Erstrebenswert wäre der Aufbau einer Europäischen Digitalen Bibliothek, die aber nur erreicht werden kann, wenn Wissenschaftsorganisationen, Wissenschaftsverlage und Bibliotheken zusammenarbeiten.

Seit mehr als 3.000 Jahren gelten die großen Bibliotheken als kulturelles und geistiges Fundament der menschlichen Zivilisation, ergänzt und erweitert durch die Archive. Das schriftlich fixierte Wort, ob in Tontafeln geritzt, auf Papyrus, auf Pergament oder Papier geschrieben oder gedruckt, hatte immer einen besonderen Ort.

Das Erbe der Antike, das die Humanisten neu belebten, war nur im und durch das Buch verfügbar. Der Respekt vor dem Originaltext, die Garantie zu möglichst fälschungsfreien Kopien, wie es etwa von Petrarca gefordert wurde, war für die gesamte wissenschaftliche und bibliotheksgeschichtliche Entwicklung von hoher Bedeutung, Vorbild für die historisch-philologische Forschung.

Mit den stetig wachsenden Zahlen der Buchproduktion entwickelte sich parallel eine stetige Aufwärtsentwicklung des Lesens und im Gefolge damit eine Vermehrung der Bibliotheken. Hofbibliotheken öffneten ihre Lesesäle für eine breite Nutzung, Universitätsbibliotheken wie Göttingen zogen im 18. Jahrhundert die gelehrte Welt an. Gewaltige Kuppeln überwölbten im 19. Jahrhundert die Nationalbibliotheken als Kristallisationspunkt nationaler Identität und kultureller Überlieferung, ein umfassender Resonanzboden des Geistes.

Auch die verspätete deutsche Nation realisierte noch zu Zeiten Wilhelm II. einen großen Prachtbau, um in den Wettbewerb der Nationalbibliotheken einzutreten: die Preußische Staatsbibliothek Unter den Linden. Heute sind Bibliotheken gleichermaßen Schatzhäuser der Ideen, kulturelle Werkzeuge



Klaus-Dieter Lehmann ist Präsident der Stiftung
Preußischer Kulturbesitz.

und unentbehrliche Serviceeinrichtungen für Information, Bildung, Wissenschaft und Forschung.

Sie trainieren traditionelle intellektuelle Fähigkeiten und lehren modernste Kulturtechniken.

Längst sind aber die Zeiten vorbei, in denen Bibliotheken das publizistische Wissen nahezu vollständig zur Verfügung halten können. Die Bildung breiter Volksschichten, die Spezialisierung der Wissenschaften, die immer kürzer werdenden Erkenntnisschritte führten zu einem exponentiellen Wachstum bei der Zahl der Publikationen.

Wissenschaftliche Texte und Informationen sind deshalb schon lange nicht mehr gleichbedeutend mit gedruckten Informationen auf Papier. Informationen und wissenschaftliche Erkenntnisse werden zunehmend in digitaler Form angeboten und vertrieben, sei es in physischer Form als CD-ROMS, DVDs oder in immaterieller Form als Publikationen im Netz. Selbst die Printmedien sind heute das Resultat elektronischer Textverarbeitung als eine unter mehreren Ausgabeformen. Sie könnten, je nach Kundeninteresse, auch als Netzpublikation oder anderen digitalen Formaten angeboten werden.

Darüber hinaus wird auch die systematische nachträgliche Digitalisierung großer Bibliothekssammlungen als strategisch wichtige Maßnahme von Bibliotheken, Wissenschaftsorganisationen und Verlagen angesehen und als kulturpolitisches Ziel postuliert.

In Deutschland ist die Deutsche Forschungsgemeinschaft (DFG) die treibende Kraft bei den nationalen Digitalisierungsprojekten. Von 1997 bis 2005 hat die DFG immerhin rund 28 Mio. Euro in solche Projekte investiert. Insgesamt waren es fast 100 Einzelprojekte. Die digitalisierten Sammlungen umfassen heute rund 50.000 Buchtitel und eine Million Aufsätze. Sie sollen in einem gemeinsamen Portal zusammengefasst werden. Vorgesehen ist für

die nächsten Jahre seitens der DFG die Digitalisierung der Drucke des 15., 16. und 17. Jahrhunderts. Grundlage für die Auswahl sind die Online-Kataloge für die jeweiligen Jahrhunderte (Inkunabelkatalog VD 16/VD 17).

Verschiedene Aktivitäten gibt es auch im Archivbereich. Hinzu kommen die digitalen Angebote von Bildwerken durch Museen und Bildarchive.

Frankreich hat inzwischen mit dem Projekt Gallica einen Fundus von rund 70.000 digitalen Büchern im Volltext. Die Europäische Kommission hat die Vision einer Europäischen Digitalen Bibliothek (EDL) formuliert.

Digitale Publikationen haben attraktive Eigenschaften, beliebige Verfügbarkeit, wahlweise Bereitstellung, flexibler Zugriff, Kombinierbarkeit von Text, Bild und Ton und damit Überwindung institutionalisierter Abgrenzungen zugunsten funktionaler Sichtweisen, leichte Aktualisierbarkeit und Interaktivität.

Aber es sind auch Probleme damit verbunden: physischer Verfall der Speichermedien, Änderung von Codierung und Betriebssystemen, digitale Publikationen sind nicht unbedingt unveränderlich und öffentlich, sie sind so weit oder so eingeschränkt zugänglich wie es der Produzent bestimmt.

Dies führt zu Unsicherheiten bezüglich dauerhafter Verfügbarkeit und Langzeitarchivierung, aber auch zu mangelnder Zitierbarkeit bezüglich Authentizität digitaler Publikationen.

In der langen Geschichte von Bibliotheken und Archiven hat es immer wieder auch technische Transformationen gegeben. Keine aber war so radikal wie die jetzige. Bei den digitalen Publikationen geht es um mehr als nur um Sichtung, Auswahl und Verwaltung durch Bibliotheken. Es geht auch um langfristige Sicherung des geistigen Eigentums.

Entscheidend wird sein, ob es für die Wissenschaft gelingt, die Vorzüge des digitalen Mediums mit den Standards zu verbinden, durch die uns die bisherigen materiellen Speicher am kulturellen Gedächtnis haben teilhaben lassen.

Mit der Kommerzialisierung und der Integration der Informationstechnik ist die Informationsnutzung Bestandteil unseres täglichen Lebens geworden, nicht nur als beruflicher, sondern auch als privater und persönlicher Bestandteil. Die Informationstechnik vermischt den Unterschied zwischen Publikation und privater Distribution.

Kein Zweifel, Deutschland verfügt in seinen Sammlungen von Bibliotheken, Archiven und Museen über einen großen kulturellen Reichtum, ebenso über erhebliche Kompetenz, belastbare Technologien und moderne informationstechnische Verfahren. Dieser positiven Bilanz stehen offenkundige Defizite und neue Aufgaben gegenüber. Während die Aspekte der langfristigen Erhaltung multimedialer digitaler Informationen noch keine ausreichend gesicherten Lösungsansätze aufweisen, bedürfen Millionen von Ar-

chivalien, Handschriften und Drucke früherer Jahrhunderte dringend restauratorischer oder konservatorischer Sicherung. Wolfgang Frühwald rief die „Gedächtnisinstitutionen“ Europas auf, in einer neuen Phase der Bewusstseinsgeschichte die Zukunft der kulturellen Überlieferung für die kommenden Generationen zu bedenken (Leipziger Kongress „Schriftliches Kulturerbe erhalten“, 13. März 2006).

Seit der Gutenbergzeit um 1450 bis zum Jahr 1850 sind etwa 1,3 Mio. Druckwerke in ca. 15 Mio. Exemplaren erhalten. Viele Bände weisen große Nutzungsschäden auf, Tinten- und Farbfraß zerstören die Texte und Illuminationen.

Mit der industriellen Papierproduktion seit 1850 enthält das Papier säurebildende Substanzen, die zum Zerfall des Papiers führen. Mehr als 60 Mio. Druckschriften sind in Deutschland gefährdet, etwa ein Drittel davon derart schwer, dass die Bücher nicht mehr benutzbar sind.

Bei den Archiven sind etwa 18 Prozent der älteren Akten und 30 Prozent der Karten stark geschädigt. In Kombination mit dem Problem des „sauren Papiers“ sind etwa 70 Prozent des gesamten Archivguts gefährdet.

Durch die Übertragung der Inhalte von gefährdeten Schrifträgern auf andere Datenträger (Faksimile, Reprint, Film, Digitalisat) kann der Erhalt der Originale verbessert und die Nutzung seiner Inhalte weiterhin ermöglicht werden. Die digitalen Informationsformen eröffnen große Möglichkeiten, sie verlangen aber ebenfalls nach einer nachhaltigen Sicherung und langfristigen Verfügbarkeit. Deutlich wird an dieser Aufzählung von Gefährdungspotenzialen, dass die Erhaltung der kulturellen und wissenschaftlichen Überlieferung dringend gelöst werden muss und nur erfolgreich sein wird, wenn es zu einer nationalen Anstrengung kommt und wenn traditionelle und digitale Medien im Verbund bewertet und daraus spezifische Lösungen gefunden werden.

Seit 2001 gibt es ein bescheidenes Selbsthilfeprogramm ALLIANZ der großen wissenschaftlichen Bibliotheken und Archive zur Erhaltung des schriftlichen Kulturgutes.

Seit 2003 gibt es einen vom BMBF geförderten methodischen Ansatz „nestor“ zur Langzeitarchivierung digitaler Medien. Diese beiden Projekte könnten gemeinsam mit den Initiativen der DFG eine nationale Initiative zur Bestandserhaltung der Wissensüberlieferung bilden und das Kontinuum schriftlicher Überlieferung von den Anfängen bis in die digitale Gegenwart und Zukunft durch spartenübergreifende Zusammenarbeit nachhaltig sichern. Hier sind sowohl die Unterhaltsträger als auch in der Startphase die großen Stiftungen zur finanziellen Förderung aufgerufen.

In Deutschland werkelt man zu sehr in partikulär bestimmten Strukturen anstatt die Kräfte zu bündeln. Die Einzelprojekte sind durchaus innovativ, aber derzeit ohne politischen oder wissenschaftlichen Strategieansatz und

ohne solide Finanzierung. Ein Wissenschaftsstandort kann und darf sich das nicht leisten!

So viel Kompetenz, so viel kultureller Reichtum und so viel Partikularismus.

In diese Welt der kleinen Schritte und wohl dosierten Bekanntmachungen platzte die Ankündigung von Google Anfang 2005, 15 Mio. Bücher zu scannen und mit dem regulären Web-Service von Google zugänglich zu machen. In Lesefabriken durchblättern und digitalisieren Automaten bis zu 5.000 Bücher pro Tag. Partner sind vier US-Bibliotheken und eine englische Bibliothek. Google will so die Attraktivität seiner Suchmaschine für Werbekunden weiter erhöhen.

Schon die Wahl der Partnerbibliotheken, aber auch die Nähe zur kaufkräftigen Werbung werden die englischsprachigen Publikationen deutlich bevorzugen. Die kleinen Sprachen werden zurückgedrängt. Aber es ist nicht nur die „Artenvielfalt“ der Sprachen, die dadurch reduziert wird. Es sind die speziellen Themen, die innovativen Entwicklungen, die Ideen, besonders des geisteswissenschaftlichen Bereiches, die noch nicht Eingang gefunden


haben in den gesellschaftlichen Diskurs. Sie fallen buchstäblich durch das Google-Netz. Das ist aber gerade der kulturelle Humus, den wir benötigen. Die Struktur der Google-Suchmaschine wird ferner zu einer stärkeren Konzentration der Verlage und des Handels führen. Kleine Verlage sind bei der Positionierung auf der Trefferliste benachteiligt. Avantgarde wird bei Google zum Unwort, Quote ist gefragt.

Die Google-Suchmaschine hat die Tendenz, durch die Art und den Grad der Verlinkung immer konzentrierter Segmente des Internetangebots hervorzuheben und der kulturellen Verarmung damit Vorschub zu leisten.

Die Informationsaufnahme der Geisteswissenschaft kennt bekanntlich zwei Vorgehensweisen: Das Suchmodell und das Stimulationsmodell. Das Suchmodell geht von einer zielgesicherten Abfolge von Schritten aus, um das Forschungsergebnis zu erreichen. Für den Literaturbedarf bedeutet das, der Wissenschaftler kann seinen Bedarf spezifizieren, er weiß, was er braucht.

Das Stimulationsmodell hingegen geht davon aus, dass der Wissenschaftler seinen Literaturbedarf nicht präzisieren kann oder will, weil die Suche nach dem Neuen immer das Moment des Unvorhersehbaren in sich birgt.

Entgegen der weit verbreiteten Meinung erfolgt der Forschungsprozess häufig nicht mit solcher Planmäßigkeit und Geradlinigkeit, wie es die veröffentlichten Ergebnisse glauben machen. Die mächtige Suchmaschine mit der komplexen Google-Logik kann keinesfalls die Erwartungen des Stimulationsmodells erfüllen.



„Es sind die speziellen Themen, die innovativen Entwicklungen, die Ideen, besonders des geisteswissenschaftlichen Bereiches, die noch nicht Eingang gefunden haben in den gesellschaftlichen Diskurs. Sie fallen buchstäblich durch das Google-Netz.“

Aber auch das wissenschaftlich genutzte Suchmodell entspricht nicht dem Fokus von Google.

Der Wirkungsmechanismus wird stark bestimmt durch den Grad der Verlinkung von wissenschaftlicher Information und kommerzieller Werbung. Es wird also eine andere Klientel bedient als die der gelehrten Welt. Das Bild des verkaufsfördernden Supermarkteffekts liegt nahe. Das muss nicht generell negativ sein, man muss nur wissen, welche Präsentation für welches Ergebnis gut ist.

Unsere Anstrengungen sollten der Wissenschaft und Bildung dienen und nicht einer Suchmaschinenlogik folgen, die die kulturelle und intellektuelle Bedeutung der kommerziellen Ertragsseite zuordnet.

Im Gegensatz zu manchen Angstreaktionen glaube ich nicht an eine Monopolisierung durch Google. Wissenschaftliche Informationsbeschaffung erfolgt nicht monolithisch. Die Größenordnung hat inzwischen auch zu Gegenreaktionen geführt und eine Reihe von Wettbewerbern auf den Plan gerufen. Der Internet-Buchhändler Amazon hat mit Search Inside eine vergleichbare Suchfunktion entwickelt, Yahoo und Microsoft kooperieren mit der British Library. Der Börsenverein des Deutschen Buchhandels setzt auf eine Volltextsuche mit zentralem Portal und dezentralen Verlagsservern. EU-Kommissionspräsident José Manuel Barroso hat erhebliche Mittel zum Aufbau einer digitalen Bibliothek „i2010: Digitale Bibliotheken“ ab 2007 bereitgestellt, deren Konzept mit einer Konsultation der Mitgliedstaaten verbunden ist. Dank Google ist die Digitalisierung zu einer wissenschaftspolitischen Schlüsselfrage der Zukunft geworden! Müssen wir immer erst äußere Feinde haben, um uns der Gestaltung der wissenschaftlichen Infrastruktur konzentriert zuzuwenden?

Zunächst einmal ist festzustellen, Google ist durch die geltenden Urheberrechtsbestimmungen ausgebremst worden. Die internationalen Verleger- und Autorenverbände, auch die deutschen, haben durch ihre heftige Kritik ein eingeschränktes Angebot bei Google durchgesetzt. Google Print heißt jetzt Google Book Search. Es beschränkt sich zunächst auf urheberrechtlich freie Bücher, um Konflikte mit Rechteinhabern zu vermeiden. Ansonsten erlauben die Such- und Indexfunktionen nur die Einsicht in je drei Seiten pro Band der urheberrechtlich geschützten Bücher.

Mittelfristig ist aber auszuschließen, dass sich Digitalisierungsvorhaben lediglich auf nicht-urheberrechtlich geschützte Werke beschränken werden. Investitionen dieser Größenordnung werden nicht gemacht, um das „alte Buch“ ins Zentrum der digitalen Serviceleistungen zu stellen. Damit würde ein „Schwarzes Loch“ für das 20. und 21. Jahrhundert entstehen. Das wäre paradox. Die Attraktivität liegt in der Vermittlung der zeitnahen gegenwärtigen Literatur. Des-

„Mittelfristig ist auszuschließen, dass sich Digitalisierungsvorhaben lediglich auf nicht-urheberrechtlich geschützte Werke beschränken werden.“





Wem gehört das Wissen der Welt im digitalen Zeitalter, fragt Klaus-Dieter Lehmann.

halb müssen die Fragen des Urheber- und Nutzungsrechts synchron zu technischen und organisatorischen Fragen behandelt werden. Es mag dahingestellt sein, wie hoch der Verwertungsanteil von Autor mit Verlag sein darf, aber dass Leistungen des Erstellens, Editierens, Vermarktens, Schützens und Verteilens einen Wert haben, bezweifelt kaum jemand. Die Kosten des Zugangs zu Quellen werden fallen, aber eine schrankenlose Kostenfreiheit für geistiges Eigentum wird es nicht geben.

Die Bundesregierung hat den Entwurf eines Zweiten Gesetzes zur Regelung des Urheberrechts in der Informationsgesellschaft eingebracht, der sich derzeit in der heißen Phase der parlamentarischen Behandlung befindet. Der Bundesrat hat am 19.05.2006 seine Stellungnahme abgegeben. Es sind vor allem folgende Punkte, die für Aufregung sorgen:

- Wissenschaftler und Studierende sollen nur an speziellen Leseplätzen der Bibliothek digitale Medien einsehen können. Angesichts der inzwischen an den Hochschulen vorhandenen campusweiten Netze wird es als befremdlich und sicher nicht komfortabel angesehen, wenn man seine gewohnte Arbeitsumgebung dafür verlassen muss.
- Der Versand von Bibliothekskopien soll sich auch künftig auf Post und Fax beschränken; hinsichtlich elektronischer Formen soll sich der Versand auf grafische Dateien beschränken. Die grafische Datei, die bereits eine Nutzungseinschränkung gegenüber der Volltextversion darstellt, soll in Zukunft auch nur solange zulässig sein, wie der Verlag im Internet nicht ein eigenes digitales Angebot für das genutzte Angebot offeriert. Wissenschaftsorganisationen sehen darin eine Zweiklassen-Gesellschaft bei Bildung und Wissenschaft und sprechen von Googlerisierung der Ausbildung.
- Bei der Regelung zum Urhebervertragsrecht ist vorgesehen, die Online-Nutzungsrechte von später digitalisierten Zeitschriftenartikeln quasi automatisch den Verlagen zu übertragen, es sei denn, der Autor artikuliert innerhalb eines Jahres einen Rechtsanspruch.

- Spannend ist auch das Thema der Anbietungspflicht für Urheber an Hochschulen. Die harte Linie ist, der Hochschullehrer hat seiner Hochschule die Veröffentlichung anzubieten, die moderatere, der Hochschullehrer ist gehalten, neben dem von ihm vertraglich fixierten und gewollten Verlagsvertrag zeitlich verzögert die Publikation im Internet frei zugänglich zu machen, derzeit 6 Monate Frist.
- Zu den nach wie vor unzureichend gelösten Problemen der Digitalisierung gehört die Langzeitarchivierung dieser Materialien. Zur Sicherung der Langzeitverfügbarkeit in Forschung und Lehre darf die Herstellung von Archivkopien nicht explizit ausgeschlossen sein. Hier sollte eine Klarstellung im Gesetzestext erfolgen.

Die neuen Regelungen des Urheberrechts werden Konsequenzen für Studienbedingungen und Einfluss auf die Wettbewerbsfähigkeit der Forschung haben. Dies zeigt sich deutlich bei der überregionalen Literaturversorgung der Geisteswissenschaften. Die Deutsche Forschungsgemeinschaft hat bisher die Literaturversorgung in Deutschland für gedruckte Publikationen über ein dezentrales System von Sondersammelgebietsbibliotheken und zentrale Fachbibliotheken so organisiert, dass faktisch jede Publikation für die Wissenschaft verfügbar war. Mit den digitalen Angeboten ging man dann dazu über, insbesondere bei Zeitschriften, Nationallizenzen für abgeschlossene Sammlungen bis 1959 zu erwerben und sie den jeweilig verantwortlichen Bibliotheken zum Vertrieb zur Verfügung zu stellen. So verfügt die Staatsbibliothek zu Berlin über Nationallizenzen für Rechtswissenschaft und Ostasien. Für die „backfile“-Archive werden jährlich 28 Mio. Euro von der DFG aufgewendet. Damit soll wiederum gewährleistet werden, dass jeder Benutzer in Deutschland zu den gleichen vertretbaren Konditionen seinen Literaturbedarf im *Remote Access*, also den Fernzugriff vom Arbeitsplatz decken kann und nicht nur Angehörigen von exzellenten Hochschulen der Zugang im Campusnetz möglich ist.

Die Deutsche Forschungsgemeinschaft diskutiert derzeit Geschäftsmodelle mit Hochschulen und ihren Trägern, in Zukunft auch Nationallizenzen für laufende digitale Zeitschriften zu ermöglichen. Derzeit werden in Deutschland für digitale Publikationen rund 300 Mio. Euro ausgegeben, häufig in Form von Campuslizenzen oder durch Länderkonsortien strukturiert. Die Nationallizenzen sollen auch hier dem einzelnen Wissenschaftler, unabhängig von seiner institutionellen Zuordnung, die Chance des gleichwertigen Zugriffs geben. Diese Entwicklung wird struktur- und wissenschaftspolitisch noch heftige Debatten auslösen. Es wird spannend werden, wo sich auf der Skala der Zeiger zwischen *Open Access* und kommerziellem Anspruch einpendeln wird. Der Weg über Nationallizenzen wäre für den

Wissenschaftsstandort Deutschland eine klare Stärkung. Es wäre auch eine entscheidende Voraussetzung für weitergehende europäische Lösungen. Ohne eine Verständigung der an der digitalen Informationskette beteiligten Partner wird es keine wirklich zukunftsfähige Gesamtlösung geben.

Dazu gehören folgende Initiativen:

- Autoren, Verleger, Vermittler, öffentliche Institutionen und Nutzer zusammenführen.
- Lizenzverfahren verbessern, Transaktionskosten reduzieren, bei Absicherung einer fairen Berücksichtigung der Urheber.
- Den Schutz des geistigen Eigentums konsequent und spezifisch für die digitale Welt formulieren.
- Verlage von der Kooperation mit Bibliotheken bei digitalen Angeboten überzeugen.

Im Hinblick auf die Entwicklung geeigneter organisatorischer und technischer Strukturen haben sich inzwischen unter dem äußeren Druck der Suchmaschinenanbieter und der fortschreitenden Debatte um die Urheberrechtsnovelle Verlage auf gemeinsame Plattformen verständigt.


Derzeit am weitesten gediehen ist das System BookStore von MPS Technologies. Konsortialführer ist die Holtzbrinck-Gruppe. Die Teilnahme steht Verlagen und Buchhändlern offen, an der Beteiligung von Bibliotheken, Archiven und Museen ist man interessiert. Was ist die Philosophie von BookStore?

Der Leser bzw. Nutzer wendet sich zunächst – wie bisher – mit seiner Suchfrage an die großen Suchmaschinen, z. B. Google. Google baut mit seiner Crawling-Technik entsprechende Suchindizes auf, nunmehr auch von Book-

Store. Der Nutzer kann sich entscheiden zwischen der bisherigen Content-Suche von Google oder dem angezeigten Link, das ihn direkt mit dem BookStore-Server verbindet. BookStore liegt also unter der Google-Suchebene. BookStore ist der digitale Speicher der beteiligten Verlage. Er entsteht auf der Grundlage der digitalen Text- und Bildinformationen, die die Verlage jeweils selbst produzieren. Befindet sich der Nutzer auf dem BookStore-Server kann er Einblick nehmen in das Abstract, die Einleitung, das Inhaltsverzeichnis, er kann innerhalb des Textes suchen und er kann die urheberrechtlichen Bestimmungen erfahren.

Er kann das Buch bestellen bei Amazon, im Buchhandel oder es digital beziehen, zu jeweils definierten Bedingungen.

BookStore speichert also verlagsspezifisch den Inhalt. BookStore entwickelt keine neue Suchmaschine, sondern macht den Inhalt über bestehende Suchverfahren online zugänglich. BookStore erlaubt den Verlagen Teil-



*„Ohne eine Verständigung
der an der digitalen
Informationskette beteiligten
Partner wird es keine wirklich
zukunftsfähige Gesamtlösung
geben.“*

oder Komplettpublikationen zu vertreiben, der Vertrieb kann in unterschiedlichen Ausgabeformaten erfolgen und flexibel auf jeweils gültige Konditionen eingehen.

Damit ist das verantwortliche Kerngeschäft nicht im Bereich Suche und Werbung angesiedelt, sondern im Bereich Publizieren.

Der Deckungsgrad und damit auch die Effizienz ist abhängig von der Bereitschaft der Verlage – national und international – sich BookStore anzuschließen und von der Bereitschaft zur Öffnung gegenüber den großen Universalbibliotheken und den Wissenschaftsorganisationen. Das System ist jedenfalls uneingeschränkt erweiterungs- und anpassungsfähig.

Die Wissenschaft müsste an einem solchen Vorgehen Interesse haben – wenn man sich über die Konditionen einigt. Nur dann werden Qualitäten und Profile erreicht, die über die Summe von einzelnen Verlagsproduktionen hinausgehen und so etwas wie einen Wissenskanon darstellen.

Die Wissenskartierung, die kulturelle und intellektuelle Vielfalt abbilden soll, ist aber keine Aufgabe der Privatwirtschaft. Das müssen und können Experten aus der Wissenschaft und den Kultureinrichtungen leisten.

Dem Ganzen dann noch eine europäische Dimension zu geben, wäre sowohl kulturpolitisch als auch vom Erreichen einer kritischen Masse erstrebenswert. Denn letztlich setzt auch hier die Größe des Marktes die Standards.

Mit einem Buchbestand allein in den Bibliotheken der Europäischen Union steht ein riesiges Reservoir von 2,5 Milliarden Büchern zur Verfügung. Gerade deshalb ist aber eine intelligente Vorgehensweise notwendig, um mit vertretbaren Mitteln den Aufbau einer Europäischen Digitalen Bibliothek zu ermöglichen.

Europäische Wissenschaftsorganisationen mit ihrem Netzwerk an Gutachten und professionellen Beratern, Wissenschaftsverlage mit ihren Erfahrungen und Bibliotheken können konkret beitragen. Aus den Auswahlkriterien lassen sich sehr präzise über die Analyse der Online-Kataloge in Europa Strategien entwickeln.

Ein entsprechendes Phasenkonzept kann die schrittweise institutionelle Einbindung definieren und so das Vorgehen erfahrbar machen und öffentlich legitimieren.

Das Konzept einer digitalen europäischen Bibliothek mit einer weltweit verfügbaren Suchmaschine und einem dezentral verantworteten Servernetz für Digitalisierung, Pflege und Verwaltung ist dafür geeignet.

Google gibt den Europäern genügend Anlass, über die eigene Verantwortung und strategische Gestaltungsfähigkeit nachzudenken, den medientechnologischen Übergang heute zu leisten.

„Mit einem Buchbestand allein in den Bibliotheken der Europäischen Union steht ein riesiges Reservoir von 2,5 Milliarden Büchern zur Verfügung.“



Lediglich eine Kopie von Google als europäische Initiative kann aber nicht das Ziel sein.

Von Anfang an sollte Text- und Bildkultur durch die Beteiligung von Bibliotheken, Archiven und Museen berücksichtigt werden. Die kulturelle Überlieferung ist nicht sparten- und materialbezogen getrennt aufzufassen, sondern als ein Kontinuum von Quellen. Darin liegt ein entscheidender Mehrwert, ganz besonders für die Geisteswissenschaften. Bibliotheken, Archive und Museen sind organisatorische Markierungen, um einen sachgerechten Aufbau und eine effektive Verwaltung zu gewährleisten. Für den Nutzer ist jedoch nicht entscheidend, in welchem organisatorischen Zusammenhang Quellen verfügbar sind, sondern in welchem funktionalen Kontext. So kann eine systematisch betriebene Digitalisierung und eine vernetzte Präsentation substanziellen wissenschaftlichen Mehrwert schaffen. Eine digitale Bibliothek ist nicht gleichzusetzen mit einem „elektronischen Mikrofilm“. Das wäre in Bezug auf die erforderlichen finanziellen Investitionen ein mageres Ergebnis für die Wissenschaft und deshalb kaum zu verantworten. Entscheidend wird auch sein, sich der notwendigen Partnerschaft von Bibliotheken und Wissenschaftsorganisationen zu versichern. Von Anfang an sollten auch Verbindungen zu anderen globalen oder regionalen Netzwerken angestrebt werden. Die Wissenschaft in Deutschland lebt nicht in einer Festung Europa, sondern muss offen und transparent agieren.

In der griechischen Mythologie gibt es eine Geschichte, die die Situation ganz amüsant illustriert:

Eos, die Göttin der Morgenröte und beeindruckt von gut aussehenden Jünglingen, traf den schönen Trithonos und verliebte sich so sehr in ihn, dass sie Zeus bat, ihm das ewige Leben zu schenken. Zeus entsprach der Bitte.

Eos hatte aber vergessen, ihn auch um die ewige Jugend für Trithonos zu bitten. Es kam wie es kommen musste. Der Unsterbliche wurde alt und grau, schwach und unansehnlich. Eos wollte nicht länger das Lager mit ihm teilen und verbannte ihn in ein abgelegenes Zimmer, aus dem nur das dünne Stimmchen zu hören war. Schließlich verwandelte sie ihn in eine Grille, damit das Zirpen ihr wenigstens zur Unterhaltung diene.

Könnte das das Schicksal der Bibliotheken und Archive mit ihrer mehrere Jahrtausende alten Existenz werden – zwar ewig existent, aber letztlich nur noch geduldet oder zur Unterhaltung gut? Wohl kaum! Nur was sich ändert, bleibt!

Sybille Krämer

Die Situation großer und kleiner Fächer

Zwölf Thesen

Das Wissen der kleinen Fächer erstreckt sich auf jene Kulturräume, die zu den großen Akteuren im Weltgeschehen zählen. Sie zu erhalten, steht ganz oben auf der bildungspolitischen Agenda. Sie vermitteln Fernkompetenz, eine Schlüsselqualifikation, die in der Globalisierung unerlässlich ist. Die Geisteswissenschaften brauchen Zeit, um nicht nur „nutzlos“ neugierig sein zu können, sondern auch, um berufsrelevante akademische Kompetenzen trainieren zu können.

Vorbemerkung

Eine belastbare Datenerhebung über die Rolle, welche die Geisteswissenschaften in Deutschland in internationalem Zusammenhang spielen, fehlt. So bleibt als Kompensation nur aus persönlicher Erfahrung zu schöpfen, sowie aus den Einblicken, die ich als Wissenschaftsratsmitglied und als Mitautorin der Empfehlungen des Wissenschaftsrats zur Entwicklung und Förderung der Geisteswissenschaften gewinnen konnte. Ich werde mich überdies nicht auf die Frage der Internationalität beschränken, sondern Probleme der Geisteswissenschaften im Allgemeinen einbeziehen. Meine Überlegungen haben die Form von Thesen.

Eine Krise der Geisteswissenschaften?

Es gibt eine bemerkenswerte Schere zwischen der Leistungsfähigkeit unserer Geisteswissenschaften einerseits und andererseits dem Eindruck vieler Geisteswissenschaftler, bis an die Grenzen ihrer Leidensfähigkeit strapaziert zu werden. Objektive Lage und subjektive Befindlichkeit fallen auseinander – und zwar recht weitgehend. Während gerade vom Ausland her gesehen die Geisteswissenschaften in Deutschland hinsichtlich ihres Umfangs, ihrer finanziellen Ausstattung, der Nachfrage seitens der Studierenden wie auch bezüglich ihrer grundsätzlichen Bedeutung im kulturellen Leben fast noch Züge eines Eldorados tragen, stellt sich die Situation im Selbstbild der Betroffenen ganz anders da: nicht wenige Geisteswissenschaftler sehen



Sybille Krämer ist Professorin für Theoretische Philosophie am Institut für Philosophie der Freien Universität Berlin.

sich in ihrem Lebensrecht bedroht und halten ihre Wissenschaft (Stichworte: Verfachhochschulung, Bertelsmann-Professoren) im unaufhaltsamen Abstieg begriffen.

Es gibt nicht wenige Symptome, dass die Geisteswissenschaften prosperieren – und zwar wie selten zuvor: Die kaum zu bremsende Nachfrage der Studienanfänger, die überragende Qualität vieler Studienabschlussarbeiten und Promotionen, die weltweite Akzeptanz deutscher Nachwuchswissenschaftler, die Rolle der Geisteswissenschaften nicht nur im Feuilleton, sondern auch in der Museums- und Ausstellungsarbeit und den sie begleitenden Katalogen, zeugen von einer ungebrochenen Tradition, Vitalität und Fruchtbarkeit geisteswissenschaftlicher Forschung in unserem Land. *Es gibt also weniger eine Krise der Geisteswissenschaften, als vielmehr ein Krisenbewusstsein bei nicht wenigen ihrer Vertreter.*

Zur Statusveränderung der Geisteswissenschaften

Dieses Krisenbewusstsein – nicht selten einhergehend mit einer gewissen Larmoyanz und auch einem Defätismus – wurzelt unter anderem in einem veränderten Status der Geisteswissenschaften, welcher ihre Legitimation nachhaltig verändert hat. Dieser Statuswandel hat verschiedene Dimensionen: (i) Während es im 19. Jahrhundert die Natur- und Technikwissenschaften waren, die unter dem Druck standen, ihre Legitimität als Wissenschaften auszuweisen, hat sich diese Situation heute geradezu umgekehrt und es sind die Geisteswissenschaften, die ihren Rang ‚Wissenschaft zu sein‘ auszuweisen haben. Die Geisteswissenschaften haben ihre privilegierte Position als Lieferanten nationaler Identitätsfiguren und -kulturen eingebüßt und sind – in gewisser Weise – heute ‚nur noch‘ Wissenschaften unter Wissenschaften. (ii) Das Humboldt’sche Ideal der Einheit von Forschung und Lehre ist an-



Der genuine Ort geisteswissenschaftlicher Forschung ist die Universität, sagt Sybille Krämer.

gesichts einer Betreuungsrelation von manchmal 1:95 (Berliner Geisteswissenschaften) schon lange ausgewandert in die Eliteuniversitäten der USA (Betreuungsrelation 1:8). Überdies ist die anvisierte – und für unsere Zukunftsfähigkeit übrigens auch sinnvolle – Akademisierungsquote von 40 Prozent eines Jahrganges nicht (mehr) auf der Folie der Humboldt'schen Universitätsidee realisierbar. (iii) Der Ausbau der Fachhochschulen in einer Weise, welche diese befähigen, den Löwenanteil der anvisierten 40 Prozent übernehmen zu können, ist (in diesem Umfang) ‚gescheitert‘, sowohl angesichts besoldungsrechtlicher Fragen, aber auch an dem Widerstand von Pädagogen, Medizinerinnen und Juristen selbst.

Als Konsequenz dieser Statusveränderung der Geisteswissenschaften zeichnet sich ab: Eine interne Differenzierung zwischen Universitäten hin zu mehr ‚lehrorientierten‘ oder ‚forschungsorientierten‘ wird unausweichlich sein. Diese Differenzierung sollte nicht einfach beklagt, sondern als (eine) Möglichkeit anerkannt werden, zumindest für einen Teil unserer Universitäten und ihrer Lehre zu Humboldts Ideen zurückkehren zu können.

Verabschiedung der Gleichheitsfiktion

Differenzierung ist nötig, um für die Quadratur des Kreises, wie Masse und Klasse zu verbinden sind, einen Weg zu finden. Von der Gleichheitsfiktion müssen wir uns in verschiedenen Hinsichten lösen: (i) Es wird Unterschiede geben zwischen eher forschungsorientierten und mehr lehrorientierten Hochschulen. (ii) Zur Differenzierung gehört auch die Profilbildung, welche es erlaubt, dass Hochschulen Schwerpunkte setzen. (iii) Die Dreigliederung universitärer Ausbildung in BA-, MA- und Promotionsstudiengänge bedeutet summa summarum keine Absenkung des Ausbildungsniveaus, sondern seine Ausdifferenzierung, mit der die Möglichkeit einhergeht, in der Masterphase (und in der Doktorandenphase sowieso) wirklich forschungsintensive Lehre machen zu können. Realisierbar ist diese Möglichkeit allerdings nur, wenn es genügend Lehrkapazitäten gibt für verbesserte Betreuungsrelationen. (iv) Daher wird es nötig sein, auch innerhalb des Lehrkörpers zu differenzieren bezüglich des Umfangs des jeweiligen Lehrdeputats. Vor allem die Schaffung von Stellen für ‚lecturer‘ macht Sinn – sofern diese dann nicht in den Folgejahren mit einem Überleitungsautomatismus verbunden werden.

Der Ort geisteswissenschaftlicher Forschung: die Universität

Eines allerdings ist wesentlich: die hier anvisierten Ausdifferenzierungen sollten nicht dazu führen, dass geisteswissenschaftliche Forschung zunehmend auswandert an außeruniversitäre Institutionen. Die sich oftmals als eine Schwächung der Universitätsforschung darstellende Auslagerung von Forschungsfeldern an Max-Planck-Institute sollte für die Geisteswissenschaften kein Vorbild abgeben. Im Gegenteil ist zu überlegen, wie an den Universitäten die Geisteswissenschaften eine besondere Stärkung erfahren können. Eine Möglichkeit dazu bilden zeitlich befristete Forschungskollegs an den Universitäten, doch in ‚Halbdistanz‘ zu ihnen. Anders als die in ihren Thematiken jeweils völlig freien *Center for advanced studies* sollten die Kollegs zentriert sein auf eine innovative und vielleicht auch riskante Forschungsfrage, die von wenigen Personen für einen begrenzten Zeitraum – und zwar mit keinem zu großen Stab an Mitarbeitern – verfolgt wird. Denn die Ressource ‚Zeit‘, die dabei zu gewinnen ist, darf nicht wieder durch Zuwachs an Managementfunktionen verspielt werden: eine schlanke Organisationsstruktur tut not.

Die Situation kleiner Fächer I: ihre Bedrohung

Wenn von einer Schere zwischen objektiver Lage und subjektiver Befindlichkeit in den Geisteswissenschaften gesprochen wird, so ist allerdings noch einmal zwischen den großen und kleinen Fächern zu unterscheiden. Als Ergebnis der bildungspolitischen Kleinstaaterie der Föderalismusreform sowie im Zusammenhang des (begrüßenswerten!) Autonomwerdens der Universitäten, verbunden mit Studiengebühren als universitären Einnahmequellen, haben tatsächlich einige der kleinen Fächer allerbeste Gründe, sich in ihrem Lebensrecht bedroht zu sehen. Auf diese Situation muss unter anderem auch politisch, mithin auf nationaler Ebene reagiert werden: Die Vielfalt der kleinen Fächer zu erhalten, steht auf einem der ersten Plätze der bildungspolitischen Agenda. Der Grund dafür ist, dass diese Fächer und das in ihnen versammelte Wissen über jene Kulturräume, die gerade nicht zu den kleinen, vielmehr zu den großen Akteuren im Weltgeschehen zählen (Vorderer Orient, Indien, China...), unabdingbar ist für die zukünftige Handlungsfähigkeit unserer Gesellschaft: *die kleinen Fächer sind bedeutsame Orte zum Erwerb akademischer ‚Fernkompetenz‘.*

Die Situation kleiner Fächer II: warum Fernkompetenz nötig ist

Dass wir im Zeitalter der Globalisierung gerade des regionenspezifischen Wissens der nichtdeutschen und nichteuropäischen Kulturräume bedürfen, muss kaum begründet werden und macht die ‚Dialektik‘ der Globalisierung – verstanden als ‚Transregionalisierung‘ – aus. Die Wissenschaften benötigen den transregionalen Vergleich als notwendiges Korrektiv ihrer oftmals na-

tional orientierten und fundierten Kategorien (Staat, Recht, Philosophie, Kunst, Literatur, Musik ...). Wir stoßen – und zwar immer mehr – an die Grenzen eurozentrischer Sichtweisen. Diese Grenzen zu überwinden, kann die Reichhaltigkeit und ‚Tiefe‘ geisteswissenschaftlicher Begriffe ungemein befruchten. Pragmatisch ist es klar, dass unsere Dialogfähigkeit mit europäischen und außereuropäischen Partnern auf dieser Fernkompetenz gründet. *Diese interkulturelle Kompetenz bildet eine Schlüsselqualifikation.*

Die Situation kleiner Fächer III: die methodologische Avantgardefunktion kleiner Fächer

Ist es nicht bemerkenswert, dass es gerade Forschungen in den kleinen Fächern waren und immer noch sind, die methodische und inhaltliche Standards setzen für die gesamten Geisteswissenschaften? Im Rahmen des großen Faches Germanistik war es gerade der Teilbereich Mediävistik, welcher Pionierarbeit leistete für eine medientheoretische und kulturgeschichtliche Fundierung und Kontextualisierung aller textorientierten Wissenschaften. Die Ägyptologie hat der Idee des kulturellen Gedächtnisses ganz neue Dimensionen erschlossen. Die Kunstgeschichte hat an vorderster Front dazu beigetragen, das Bild aus einem bloß werkgeschichtlichen Phänomen in den Horizont der Kulturgeschichte der Visualität, ihrer technischen Bezüge und ihrer Erkenntnisleistungen zu rücken. Die Theaterwissenschaften zeigen, dass theatrale Kategorien innovative Beschreibungsmittel auch nicht-theatraler sozialer Praktiken bereitstellen. Und die Wissenschaftstheorie transformierte mit ihren praxeologischen Mikrostudien zu Experiment und Laborarbeit das einseitig auf Theorie und Deduktion zentrierte Konzept von Wissen und Wissenschaft.

Die wichtigste Ressource: Zeit und nicht Geld

Wenn es einen bedeutsamen Unterschied zwischen Natur- und Ingenieurwissenschaften einerseits und Geisteswissenschaften andererseits gibt, so besteht er in der Regel darin, dass Geisteswissenschaftler keiner millionenschweren instrumentellen Ausstattung bedürfen, um zu forschen. Die wichtigste Ressource der Geisteswissenschaftler ist nicht Geld, sondern Zeit. Das heißt auch: die individuelle Forschung bildet immer noch den Nukleus geisteswissenschaftlicher Fruchtbarkeit. Die Paradoxie ist allerdings – übrigens nicht nur bei den Geisteswissenschaften – dass, je erfolgreicher eine Person in der Forschung arbeitet, je knapper in der Folge die ihr für Forschung bleibende Zeit werden wird. Daher heißt die Geisteswissenschaften zu fördern, unter anderem Strukturen zu schaffen, die Forschungszeit bereitstellen. Die Einwerbung von Forschungsseminaren seitens der DFG und das ‚Opus Magnum‘ seitens der VolkswagenStiftung und der Thyssen Stiftung weisen in die richtige Richtung.

Das Doppelgesicht der Wissenschaften an Universitäten: Neugier und Nutzen verbinden

Wissenschaft – sofern sie sich als Teil der ‚universitas‘ verstand – ist immer schon eine Synthese aus Neugier und Nutzen. Wissenschaft hat ihre Wurzeln im ‚nutzenfreien‘ Neugierverhalten, doch zugleich versteht sie sich immer auch als Grundlegung akademischer Berufsbildung. Die Idee der ‚universitas‘ ist nicht ablösbar von dieser Doppelfunktion, Spielraum des theoretischen Neugierverhaltens und zugleich Trainingsraum berufsrelevanter akademischer Kompetenzen zu sein. Bereits die artes liberales – die so gerne als Vorläufer der Geisteswissenschaften in Anspruch genommen wurden – dienten als Propädeutikum für Theologie, Medizin, Jurisprudenz und verstanden sich als Vorstufe der Ausbildung von Priestern, Ärzten und Richtern. Dass an den Universitäten – auch – gelehrt wird, was der Gesellschaft von Nutzen ist und sein wird, sollte zum Selbstverständnis und Ethos gerade auch geisteswissenschaftlicher Arbeit an den Universitäten gehören. Hochschullehrer stehen in der Verantwortung, das, was in den reflexiven Spielräumen theoretischer Erkundung an Erkenntnis geschaffen wird, Eingang finden zu lassen in eine Lehre, die dem Angewiesensein von Handlungskompetenz auf Urteilskraft eingedenk bleibt. Dabei ist es charakteristisch für unser Zeitalter der Mobilität und der immer schnelleren Entwertung von Wissen, dass ‚Qualifikation für akademische Berufe‘ immer weniger heißt, für ein ganz bestimmtes Berufsfeld auszubilden, sondern ‚generalisierende Kompetenzen‘, also eher methodologisch orientiertes Wissen zu vermitteln. Die erstaunliche Akzeptanz von Philosophieabsolventen etwa in höchst verschiedenen Berufsfeldern dokumentiert, dass Fähigkeiten wie analytisches Denken, argumentative Schulung, Urteilskraft, klarer Umgang mit Sprache, die Fähigkeit in verschachtelten Problemlagen Überblick zu verschaffen etc. zu jenen Qualifikationen gehören, die unter den Bedingungen immer schnelleren Veralterens berufsspezifischen Wissens unser unabdingbares intellektuelles Rüstzeug bilden. Das gilt übrigens auch für die geisteswissenschaftliche BA-Ausbildung: ‚Berufsorientierung‘ kann hier nur heißen: diesen generalisierenden Qualifikationen großes Gewicht beizulegen.

„Es ist charakteristisch für unser Zeitalter der immer schnelleren Entwertung von Wissen, dass ‚Qualifikation für akademische Berufe‘ immer weniger heißt, für ein ganz bestimmtes Berufsfeld auszubilden, sondern ‚generalisierende Kompetenzen‘, also eher methodologisch orientiertes Wissen zu vermitteln.“



Freiheit der Forschung als ‚Unkultur der Verantwortungslosigkeit‘?

Wenn die gegenwärtige Hochschulentwicklung als Verlust der Freiheit in Forschung und Lehre von nicht wenigen Geisteswissenschaftlern gedeutet wird, so verdankt sich dies auch einer Betriebsblindheit gegenüber der Praxis der Geisteswissenschaften über Jahrzehnte hinweg, in denen die Idee der

Freiheit nicht selten missbraucht wurde: Unser Universitätssystem bot in den letzten 20 Jahren zwar für die exzellenten 5 Prozent der Studierendenjahrgänge beste Bedingungen, um – sich dabei einübend in sozialdarwinistische Techniken – auch in einem unstrukturierten Studium seinen Weg zu finden und dabei sogar glänzend abzuschließen. Doch der große Rest durfte eher seine zweite Pubertät ausleben, fand in vielen geisteswissenschaftlichen Fächern Orte, in denen entweder ein überspannter Individualismus immer noch seine Heimstätte fand oder an denen man namenlos anonym in großer Masse versinken durfte und nicht gefordert wurde. Wer kennt nicht die Beispiele: Lehrveranstaltungen blühten nicht selten als Orchideenthemen aus der professoralen Hobbykiste; Überblicksvorlesungen waren als unwissenschaftlich verpönt; ‚Didaktik‘ konnte dann auch heißen, stolz zu sein, wenn 50 Prozent der Studierenden im Laufe der Zeit einer Veranstaltung den Rücken kehrten. Von all denen, die guten Willens waren mit einer Hausarbeit einen Leistungsnachweis zu erwerben, schafften es nicht selten gerade 20 Prozent, dies auch wirklich zu tun. Studienzeiten über 20 Semester und dramatische Quoten von Studienabbrechern (die allerdings durch nicht erfasste Studienwechsler und durch bereits Berufstätige immer auch verzerrt sind) waren die Folge. Die Geisteswissenschaften an den Universitäten haben sich nicht zuletzt hervorgetan als Orte der Verschleuderung von Lebenszeit. Sicherlich ist dies auch eine Folge der katastrophalen Betreuungsrelationen: wer wollte dies in Abrede stellen. Doch müssen wir als Geisteswissenschaftler selbstkritisch anerkennen, einen nicht kleinen Teil zu dieser Situation beigetragen zu haben durch eine im Namen der universitären Freiheit praktizierte Unkultur der Verantwortungslosigkeit.

Wozu Geisteswissenschaften I: Wissenschaften von ‚Realien‘

Es greift zu kurz, die Geisteswissenschaften in die Schublade bloßer Deutungswissenschaften zu stecken oder gar als Kompensationsmechanismen instrumenteller Vernunft zu handhaben. Vielmehr haben Geisteswissenschaften immer auch eine doppelte Funktion: sie sind Wissenschaft von Realien und liefern zugleich Orientierungswissen (Sinn, Werte ...).

Geisteswissenschaften forschen über Realien, also über ‚Gegenstände‘, die immer auch in Raum und Zeit situiert sind (oder waren). Überdies sind alle wissenschaftlichen Gegenstände interpretationsabhängig und dies gilt gerade auch für die ‚epistemischen Dinge‘ der Naturwissenschaften. Geisteswissenschaften haben es nicht nur mit Sinn und Bedeutung zu tun, sondern immer auch mit Kulturtechniken, Praxisformen, Medienstrukturen und symbolischen Grammatiken, ohne welche die Genese und Zirkulation von Sinn und Bedeutung nicht erklärbar wäre. Daher ist die Demarkationslinie von ‚Erklären‘ und ‚Verstehen‘ kein geeignetes Unterscheidungskriterium zwischen Natur- und Geisteswissenschaften.

Wozu Geisteswissenschaften II: Denken von Alterität, Umgang mit Differenz

Es genügt nicht, die Geisteswissenschaften zum Sachverwalter des kulturellen Gedächtnisses zu (v)erklären. Vielmehr ist die Beschäftigung mit vergangenen Epochen nur eine – allerdings grundlegende – Weise, das Andersartige zu denken, sich also mit dem auseinanderzusetzen, was – gemessen an den uns vertrauten Praktiken und Denkschemata – von uns entfernt und für uns fremdartig ist. Die Geisteswissenschaften sind der Ort, wo das Bewusstsein dafür wach gehalten und geschärft werden kann, dass alles auch anders sein könnte. Wirklichkeitsmodelle und Zukunftsentwürfe sind immer auch im Horizont der Ideen der Alterität und Pluralität zu profilieren.

Lothar Ledderose

Kleine Fächer in internationaler Perspektive

Vernetzung – Qualität – Konkurrenz

Die internationale Ausrichtung kleiner Fächer macht sie auch zu einem „Export-schlager“ für deutsche Wissenschaftler. Dazu kommt die breite und hochwertige universitäre Ausbildung. Doch der internationale wissenschaftliche Wettbewerb wird härter. Deutsche Wissenschaftler können in der Konkurrenz mit einheimischen Wissenschaften spezifische Stärken entwickeln, weil sie mit den abendländischen Traditionen vertraut sind.

Das Fach, welches ich vertrete, ist nicht nur klein, es ist geradezu minuskül, aber eben nicht – und das gilt ja für viele der sogenannten kleinen Fächer – nach seinem Gegenstand, sondern nach seiner Personalausstattung in Deutschland. Die Kunstgeschichte Ostasiens ist zuständig für Archäologie und Kunst in China, Japan und Korea, und das über einen Zeitraum von drei Jahrtausenden, doch wir haben in Deutschland nur ein einziges Ordinariat, in Heidelberg. Außerdem gibt es noch zwei C3- Professuren, eine davon ebenfalls in Heidelberg, und die zweite hier in Berlin an der FU. Diese beiden Professuren sind erst vor etwa fünf Jahren eingerichtet worden. Offensichtlich eine Erfolgsstory, und es liegt mir daran, heute mit einer Erfolgsstory zu beginnen.

Die Story gibt mir aber auch Anlass zu einer ersten These, nämlich dass jede Statistik – ich will zwar nicht mit Mark Twain sagen: eine Lüge ist –, aber dass sie im Falle der kleinen Fächer trügt. Zwar will ich uns auch nicht nachsagen lassen, wir hätten kein Verhältnis zur Zahl, aber quantitative Beschreibungen und Bewertungen sind für unsere verletzlichen Gebilde gefährlich. Rein rechnerisch haben sich die Professorenstellen meines Faches in den letzten fünf Jahren zwar von hundert auf dreihundert Prozent gesteigert, doch der gesunde Menschenverstand und unsere Erfahrung sagen uns, dass derartige Zahlen die Realität nicht korrekt widerspiegeln. Und wer weiß, ob nicht bei nächster Gelegenheit wieder eine Stelle gestrichen wird? Dann wäre das gesamte Fach mit einem Schlag statistisch wieder um 33 Prozent reduziert.



Lothar Ledderose ist Professor für Ostasiatische Kunstgeschichte,
Universität Heidelberg.

Ein Beispiel dafür, dass mit Statistiken operierende bürokratische Regelungen für kleine Fächer lebensbedrohlich werden können, ist die indische Kunstgeschichte. Auch sie hatte in Deutschland eine große, international ausstrahlende Tradition. Noch vor einer Generation wurde das Fach in Bonn, München, Heidelberg und Berlin gelehrt, heute gibt es nur noch die Professuren in Bonn und Berlin, und ihre Wiederbesetzung scheint gefährdet. Man kann hier über die Jahre eine Kette von administrativen Maßnahmen verfolgen, die meist statistisch begründet wurden, und die, ohne dass man eine bestimmte böse Absicht dingfest machen könnte, dem Fach den Garaus gemacht haben. Mal mussten soundso viele freie Stellen eingespart werden, und die indische Kunstgeschichte hatte dabei Pech, mal hat eine neue Kapazitätsberechnung plötzlich ergeben, dass das Fach nur noch als Nebenfach studiert werden durfte, man darin also nicht mehr promoviert werden konnte. Und möglicherweise wird das Fach die CP-Berechnungen nicht mehr überleben.

Das Gefährliche dabei ist, dass alle diese Gründe nichts mit der wissenschaftlichen Qualität der Fachvertreter zu tun hatten. Die konnten sich noch so sehr anstrengen, sie hatten in der mit statistischer Energie getriebenen administrativen Maschinerie keine Chance. Man ist an das Bild von Charlie Chaplin in *Modern Times* erinnert, der mit seinen beiden Schraubenschlüsseln immer noch, und immer schneller Schrauben anzieht, obwohl er selbst schon zwischen die riesigen Zahnräder geraten ist.

Auch wenn ich in der Bürokratisierung die große strukturelle Gefahr für die kleinen Fächer sehe, so möchte ich doch hier kein Klagelied anstimmen – der Wissenschaftsrat hat uns ja ins Stammbuch geschrieben, dass es keine Krise gibt, und wir haben von Herrn Staatssekretär Meyer-Krahmer ja auch gehört, dass es in Deutschland eine „Kartierung“ auch für die kleinen Fächer gibt.

Gerade die kleinen Fächer sind international ausgerichtet, lobt Lothar Ledderose.



Die kleinen geisteswissenschaftlichen Fächer arbeiten in einem ganz besonderen Maße international. Zunächst einmal liegt ihr Forschungsgegenstand vielfach ohnehin jenseits der nationalen Grenzen. Das gilt für alle Disziplinen der Orientalistik, aber weitgehend z. B. auch für Archäologie und Altphilologie. Daraus ergeben sich ganz selbstverständlich vielerlei und permanente Kontakte mit ausländischen Kollegen. Jeder Japanologe hat eine Zeit seines Studiums in Japan verbracht, und heute wird er seine damaligen Mitstudenten zu Kongressen oder als Gastprofessoren nach Deutschland einladen. Seine deutschen Studenten haben so Gelegenheit, ostasiatische Koryphäen zu sehen und zu hören, schon bevor sie selbst ins Land gehen.

Da die Gesamtzahl der Wissenschaftler in einem kleinen Fach bisweilen sogar weltweit relativ gering ist, sind sie natürlich persönlich intensiver miteinander bekannt als Wissenschaftler in den großen Fächern. Diese Kollegenschaft begleitet einen durchs Leben. Wir haben alle die Erfahrung gemacht, dass wir einen wissenschaftlichen Aufsatz mit ganz anderen Augen lesen, und auch die Qualität der Argumente präziser beurteilen können, wenn wir den Autor selbst kennen. Die persönliche weltweite Vernetzung ist eine besondere Stärke der kleinen Fächer.

Zur internationalen Vernetzung gehört auch der bemerkenswerte Export von Wissenschaftlern aus Deutschland. Er scheint mir größer zu sein als der Import, also wohl ein Fall von Handelsüberschuss. Ich schätze, dass von allen in Heidelberg promovierten Sinologen und Ostasienkunsthistorikern fast die Hälfte inzwischen im Ausland tätig ist, und ich möchte einen krassen Fall erwähnen, die koreanische Kunstgeschichte.

Außerhalb Koreas gibt es weltweit nur zwei Professuren für das Fach, eine in Los Angeles und eine in London. Beide sind mit Wissenschaftlerinnen besetzt, die in Heidelberg promoviert wurden. Ein Angebot der Korea Foundation, auch in Heidelberg selbst eine Stelle für koreanische Kunstgeschichte einzurichten, wurde von der Universität abgelehnt. Daraufhin hat die Foundation ihre Unterstützung nach Los Angeles gelenkt. Die neue Stelle erhielt, wie gesagt, unsere Wissenschaftlerin aus Heidelberg. Ich glaube, un-



sere Universität hat damals gar nicht mitbekommen, dass für die global operierende Korea Foundation Los Angeles die Alternative war. Das ist ein Beispiel für die internationale Konkurrenz, der sich die kleinen Fächer in einem besonderen Maße stellen müssen.

Doch bevor ich auf die Gründe für unseren Exporterfolg zu sprechen komme, möchte ich noch eine Bemerkung zur deutschen Sprache machen. Wir alle wissen, dass Deutsch als Wissenschaftssprache seine Weltgeltung verloren hat. Kunstgeschichtsstudenten in den USA lesen Woelfflin und Panofsky nicht mehr im Original, und Medizinstudenten in Japan, die sogar nach dem Krieg zunächst alle noch Deutsch lernen mussten, müssen das heute nicht mehr. Nur wenig von der auf Deutsch geschriebenen wissenschaftlichen Literatur wird in der Welt noch wahrgenommen. Ausnahmen, wiederum mit einer Konzentration in einigen kleinen Fächern wie Assyriologie, klassische Indologie oder klassische Archäologie, bestätigen die Regel.

Manche sind deshalb der Meinung, man sollte für die kleinen Fächer in Deutschland englischsprachige Studiengänge einrichten. Ich bin dagegen. Zunächst einmal müssen wir uns eingestehen, dass wir in der Regel das Englische einfach nicht so gut beherrschen wie unsere Muttersprache. Doch sprachliche Präzision, Vielschichtigkeit, Metaphorik und Kreativität bestimmen das Niveau im geisteswissenschaftlichen Diskurs. Außerdem haben wir verglichen mit Schweden, Ungarn oder auch Holland, wo englischsprachige Studiengänge gang und gäbe sind, eine breitere und vielfältigere Wissenschaftstradition. Diese dürfen wir unseren Studenten, insbesondere unseren ausländischen Studenten, nicht vorenthalten.

Ich plädiere also dafür, dass man bei uns weiterhin auf Deutsch studieren kann. Unsere jungen Wissenschaftler sollen ihre Dissertationen gerne auf Englisch schreiben, sie sollen darin aber deutsche Literatur verarbeiten und zitieren, als ein Beitrag dazu, dass diese trotz allem weiterhin international wahrgenommen und rezipiert wird. Auch sollten deutsche Geisteswissenschaftler noch mehr und gezielt in ausländischen Zeitschriften publizieren.

Wir haben bereits einiges über den internationalen Erfolg der kleinen Fächer gehört. Ich möchte nun auf die Gründe dafür eingehen, bevor ich danach noch einmal auf die internationale Konkurrenz zu sprechen komme.

Der wichtigste Grund für den Erfolg unserer kleinen Fächer ist natürlich unsere Ausbildung. Auf den viel gescholtenen Gymnasien werden immer noch zwei, drei oder sogar vier Fremdsprachen gelernt, und es werden dort immer wieder zukunftsweisende Neuerungen eingeführt. Dazu gehört ein flächendeckender Einsatz von digitaler Technologie und, dass inzwischen mehr über Asien gelehrt wird.

An unseren Universitäten zeichnet sich die Ausbildung in den kleinen geisteswissenschaftlichen Fächern durch ihre Breite und ihre handwerkliche Gediegenheit aus. Breite wird durch die Nebenfächer erreicht, früher waren es in der Regel zwei, heute haben wir in den Bachelor- und Masterstudiengängen immerhin noch ein Ergänzungsfach plus einige Kurse in den sogenannten Schlüsselkompetenzen.

Breite der Ausbildung wird auch dadurch garantiert, dass die nicht-philologischen Fächer in Philologien eingebettet sind. In Deutschland muss jemand, der ernsthaft moderne russische Geschichte oder vorderasiatische Archäologie studiert, selbstverständlich die entsprechenden Sprachen lernen. Allerdings soll es inzwischen Studiengänge „Asien und Afrika“ geben, in denen keine Sprachen mehr verlangt werden. Das halte ich für eine Fehlentwicklung. Diese Studenten sind international nicht mehr konkurrenzfähig.

Handwerkliche Solidität ist in den kleinen Fächern schon durch die relativ lange Ausbildung gegeben. In den alten Philologien gehören dazu etwa Kurse in Epigraphik, oder in der Musikwissenschaft ein breites Spektrum, das von der Harmonieanalyse bis zur Instrumentenkunde reicht und natürlich auch wieder die Philologien mit einschließt.

Die meisten dieser speziellen Kenntnisse werden erst in der Universität erworben, anders als in großen Fächern wie Germanistik, Anglistik oder Kunstgeschichte, wo bereits mehr vorausgesetzt werden kann. Dass die Erarbeitung grundlegender Kenntnisse und Fähigkeiten in den kleinen Fächern von Anfang an auf der Universität geschieht, fördert den raschen Einstieg in eine wissenschaftliche Arbeitsweise in dem gewählten Feld. Hinzu kommt, dass die Zahl der Studierenden immer noch vergleichsweise gering und der Kontakt der Anfänger zu ihren Professoren entsprechend eng ist.

Nun möchte ich noch einiges zur internationalen Konkurrenz in den geisteswissenschaftlichen Fächern sagen, und auch dabei spreche ich vornehm-



„Es soll inzwischen Studiengänge „Asien und Afrika“ geben, in denen keine Sprachen mehr verlangt werden. Das halte ich für eine Fehlentwicklung. Diese Studenten sind international nicht mehr konkurrenzfähig.“

lich aus eigener Erfahrung. Bisweilen schaue ich mir in Japan, Taiwan und in China in den Bibliotheken und in den Buchläden an, was dort an deutscher kunsthistorischer Literatur vorhanden ist. Es ist verschwindend gering. Deutsche Kunsthistoriker (wenn sie nicht wie Belting, Boehm, Bredekamp, Buddensieg das Glück haben, dass ihr Name mit B beginnt), werden in Ostasien kaum mehr wahrgenommen. Die deutsche Kunstgeschichte nimmt allerdings ihrerseits auch dieses Faktum nicht wahr.

Dabei geht es hier um ein sensibles Terrain. An der Hongkong University z. B. wird die abendländische Kunstgeschichte von amerikanischen Kollegen unterrichtet. Sie exportieren ihre Sichtweisen, ihre Werte und Probleme. Ein Seminar über das Phänomen der Nacktheit beginnt in Griechenland und kommt dann bald zu Mapplethorpe. Raffaeles Malerei wird auf versteckte Homosexualität hin untersucht. Der französische Impressionismus, in dem latenter Rassismus entlarvt wird, ist Teil eines jeden Curriculums, auch wenn die chinesischen Studenten nicht Französisch lernen müssen. Doch genau sie werden später als Multiplikatoren in China ein Bild von der abendländischen Kunst verbreiten. Es ist durch eine amerikanische Brille gesehen.

Aber auch im sogenannten kleinen Fach der ostasiatischen Kunstgeschichte sind die Angelsachsen in Ostasien aktiv. Die beste Sammlung chinesischer Kunst der Welt befindet sich im ehemaligen Palastmuseum in Taipei. Jahrzehntlang erhielten die jungen Nachwuchskräfte des Museums Stipendien an amerikanische Universitäten. Heute hat fast das ganze kunsthistorische Establishment in Taiwan eine amerikanische Ausbildung durchlaufen. Das Gleiche gilt für Korea, und zur Zeit praktizieren die Amerikaner ähnliches in Peking. Die deutsche Kunstgeschichte setzt dem nichts entgegen.

In Deutschland selbst konkurrieren wir in den Ostasienwissenschaften inzwischen mit der einheimischen Ostasienwissenschaft, also Chinas oder Japans, so wie in der Textilindustrie oder beim Autobau. Die Wissenschaftler in Ostasien haben den Heimvorteil der Vertrautheit mit ihrem Land, ihrer Kultur, und natürlich in erster Linie mit ihrer Sprache. Deutsche Studenten haben den Vorteil der aus abendländischer Tradition gewachsenen, systematischen wissenschaftlichen Denkweise und vielleicht den objektiveren Blick, den die Entfernung bringt.

In den letzten Jahrzehnten und insbesondere in den letzten Jahren konvergieren beide Ansätze. Immer mehr ostasiatische Studenten werden in westlichen Ländern in den ostasiatischen Literaturen, in ostasiatischer Geschichte oder Kunstgeschichte ausgebildet, in den USA oft bei ehemaligen Emigranten aus den dortigen Ländern. Damit verringert sich der methodi-

„An der Hongkong University wird die abendländische Kunstgeschichte von amerikanischen Kollegen unterrichtet. Sie exportieren ihre Sichtweisen, ihre Werte und Probleme.“



sche Vorsprung der westlichen Studenten. Andererseits lernen unsere Studenten nun die Sprachen bedeutend intensiver als das in der Regel früher der Fall war. Sie gehen früher, öfter und länger nach Ostasien. Damit hat sich der Heimvorteil der ostasiatischen Studenten verringert.

Bei uns sitzen heute deutsche und chinesische Studenten zusammen in den Seminaren und werden nach dem gleichen Maßstab bewertet. Manche Seminare werden ganz auf Chinesisch gehalten. Doch sage ich meinen deutschen Studenten, dass sie nicht hoffen können, und auch gar nicht erst ihren Ehrgeiz darein setzen sollen, Chinesen zu werden. Ihre Stärke ist ihre Vertrautheit mit den Traditionen des Abendlandes. Das befähigt sie zu einem komparatistischen Ansatz. Seinerzeit habe ich, obwohl ich wusste, dass ich überstimmt werden würde, in der Fakultät für die Beibehaltung des Latinums als Voraussetzung für die Promotion auch in den orientalistischen Fächern gestimmt.

Denn auch die Kollegen in Asien suchen in Deutschland keine Nachahmer. Für sie sind wir als wissenschaftliche Partner nur interessant, wenn wir ihnen von unserer Warte aus eine neue Perspektive auf ihren Gegenstand eröffnen. Aber zugleich erwarten die Wissenschaftler in Ostasien von uns eine so profunde Kenntnis ihrer Kultur und so präzise Einblicke, dass sie mit uns auch über Details sinnvoll reden können.

Die internationale Konkurrenz in der Wissenschaft hat ähnliche Folgen wie in der Wirtschaft. Zusammenarbeit, *joint ventures*, sind angesagt. Die Konkurrenz zwingt die Studenten in den kleinen Fächern heute dazu, dass sie noch mehr können müssen, dass sie noch mehr arbeiten müssen. Die Ansprüche sind gestiegen. Auch das ist ein Preis für den Fortschritt in der Wissenschaft.

Da meiner der letzte Beitrag dieser Konferenz ist, möchte ich zum Schluss noch ein persönliches Fazit anfügen. Jedes Mal habe ich mich beim Hören der Vorträge zweierlei gefragt: erstens, was wäre vergleichbar in Ostasien, und zweitens, wie könnte man das Vorgetragene aus ostasiatischer Perspektive ergänzen. Ich will ein paar Beispiele nennen.

„Geisteswissenschaft in der Wissensgesellschaft.“ Im Chinesischen entspricht kein Begriff auch nur annähernd dem deutschen „Geist.“ Vielmehr decken vier oder fünf verschiedene Begriffe jeweils einen Aspekt oder Teil von „Geist“ ab. Was bedeutet das für die Existenz und das Selbstverständnis von Geisteswissenschaften in China?

„Erinnern und Verstehen: Unangenehme Vergangenheiten.“ Der Zusammenbruch der kommunistischen Regierungen um 1990 war nicht auf Osteuropa beschränkt. In der Mongolei z. B. geschah Vergleichbares. Was bedeutet es, dass sich in China zur gleichen Zeit Wirtschaft und Gesellschaft ebenfalls dramatisch änderten, die Staatsform aber erhalten blieb?

„Verstehen und Vermitteln: Geistes- und Naturwissenschaften.“ Was könnten wir für diese Frage von dem neuen Buch von Benjamin Elman, *A Cultural History of Modern Science in Late Imperial China, 1600-1900*, lernen, in dem er nachweist, dass sich der Aufschwung der modernen Naturwissenschaften in China keineswegs nur westlichem Einfluss verdankt, sondern vielmehr zu einem beträchtlichen Teil aus der einheimischen Gelehrtentradition erwuchs?

„Alte und neue Ziele: Wissen – Bildung – Orientierung.“ Was bedeutet es, dass eines der großen ästhetischen Systeme der Menschheit, nämlich die chinesische Schrift, nun schon zwei Jahrtausende tagtäglich von Millionen Menschen praktiziert wird. Kann dieses Phänomen den im abendländischen Horizont gewonnen Begriff von ästhetischer Bildung modifizieren?

„Alte und Neue Medien: Bibliotheken – Archive – Internet.“ In der deutschen Bilddatenbank Prometheus sind ostasiatische Werke kaum zu finden, hingegen im amerikanischen „ArtStore“. Die größten Quantitäten an digitalen Texten und Bildern sind in Zukunft aus Ostasien zu erwarten.

Noch viel mehr könnte aus komparatistischer Perspektive gesagt werden. Ich wünschte mir in Deutschland mehr Asienspezialisten in den großen geisteswissenschaftlichen Fächern. Wenn dort wieder einmal eine Stelle zur Kürzung ansteht, sollte vielleicht eine Stiftung helfen, die Stelle unter der Bedingung zu erhalten, dass sie nicht wieder mit einem Experten für Europa besetzt wird. Das wäre zwar noch nicht der lange Marsch durch die Institutionen, aber es würde, um ein weniger martialisches Bild zu wählen, den Lorbeerkranz, den sich die Geisteswissenschaften winden, mit asiatischen Blättern weiter bereichern.



Podiumsdiskussion

Zwischen Misere und Nutzlosigkeit

Voraussetzungen und Ziele der Geisteswissenschaften

Teilnehmer

Professor Dr. Horst Bredekamp Kunstgeschichte, Humboldt-Universität zu Berlin

Professor Dr. Hans-Joachim Gehrke Alte Geschichte, Universität Freiburg (Vorsitzender des wissenschaftlichen Beirats der Förderinitiative Geisteswissenschaften der Deutschen Forschungsgemeinschaft)

Professor Dr. Friedrich Wilhelm Graf Theologie, LMU München

Professor Dr. Christoph Markschies Präsident der Humboldt-Universität zu Berlin

Ich teile die globale Auffassung, dass sich in den Geisteswissenschaften viel Spannendes getan hat, aber: Wir haben Studierende der Theologie im dritten Semester, die glauben, dass der Christ Paulus der Bruder des Juden Jesus war, und die froh sind, dass Dan Brown ihnen nun erklärt hat, dass Christus nicht schwul war.



Friedrich Wilhelm Graf

*Man soll sich vor der Vorstellung,
dass das, was man tut, auch
einen Nutzen haben
könnte, nicht zu sehr
scheuen.*



Wo liegen die größten Herausforderungen in der Förderung der Geisteswissenschaften einer Universität? In der Langeweile und in der Immobilität!

Christoph Marksches



Ich habe zurzeit sechs japanische Doktoranden. Die kommen in erster Linie zu uns, weil sie klassische deutsche Kultur wollen. Dafür lernen sie mühselig deutsch. Und wir stecken sie dann, weil alles angliert werden muss, in Ph.D.-Programme: Diese Japaner verstehen die Welt nicht mehr.

Friedrich Wilhelm Graf

Es gibt nicht den geringsten Grund, die Verkommenheit von großen Bereichen der Geisteswissenschaften zu beschönigen.



Wer von den Geisteswissenschaften einen Nutzen fordert, macht sie nutzlos.

Horst Bredekamp

Wissenschaft fragt nicht nach Nutzen. Gleichwohl gibt es „Märkte“ für Geisteswissenschaftler, beispielsweise im Buchmarkt. Hier gibt es offensichtlich Bedarf aus der Gesellschaft heraus, auf den Geisteswissenschaftler nicht von vorneherein schießen, den aber nur sie kompetent befriedigen können.



Ich teile die Beschreibung der Misere, doch wir sollten den Blick auch auf positive Entwicklungen lenken. Es gibt ja eine ganze Reihe von Bemühungen, die Position der Geisteswissenschaften zu verbessern.

Hans-Joachim Gehrke

Die Hochschul-Bauten sind in einem katastrophalen Zustand, der so schlimm ist, dass man die Selbstachtung verliert.



In dieser katastrophalen Situation gibt es eine große Schicht von außerordentlich guten Studenten, die sich überall in der Welt in der ersten Riege bewähren. Man spricht in Amerika bereits von einer „germanization“. In den kunstwissenschaftlichen Disziplinen gibt es einen wahren brain drain.

Horst Bredekamp

Ich schäme mich, in meinen Diensträumen ausländische Kollegen zu empfangen.



In allen unseren Debatten wird wenig über die kulturellen Voraussetzungen unseres Erfolgs nachgedacht: in den Vermasungsprozessen sind traditionelle Institutionen, die die deutsche Universität stark gemacht haben – z. B. der enge Kontakt von Lehrenden und Lernenden –, verloren gegangen.

Friedrich Wilhelm Graf



DFG und Wissenschaftsrat haben Instrumente entwickelt, die sich mit den spezifischen Arbeitsweisen der Geisteswissenschaften auseinandersetzen. Die funktionieren,

und die kann man durchaus auch wahrnehmen.

Hans-Joachim Gehrke

Eine Universität, in der nicht sichergestellt wird, dass in die naturwissenschaftlichen und medizinischen Fakultäten geisteswissenschaftliche Reflektionstiefe hineinkommt, befindet sich in einem genauso elenden Zustand wie eine Universität, in der umgekehrt Philosophen nicht mehr wissen, was Stand der Neurowissenschaften ist.



Geisteswissenschaftliche Professuren werden doch zurzeit immer nur ausgeschrieben für „Kulturwissenschaft“ oder „Gender“ oder „Kulturwissenschaft und Gender“.

Christoph Marksches

Die Initiative „PRO GEISTESWISSENSCHAFTEN“

Ein Kulturstaat ohne Geisteswissenschaften? Schwer vorstellbar, liefe er doch bald Gefahr, mit der wissenschaftlichen Selbstreflexion auch seine kulturelle Substanz zu verlieren. Gerade für das Zusammenwachsen des erweiterten Europas sind die Geisteswissenschaften in vieler Hinsicht Vorreiter – und sollten es künftig noch stärker sein. Denn mindestens ebenso groß wie die naturwissenschaftlich-technischen und ökonomischen Aufgaben sind hierfür die geisteswissenschaftlich-kulturellen Herausforderungen. Die von der Fritz Thyssen Stiftung und der VolkswagenStiftung in Zusammenarbeit mit der ZEIT-Stiftung Ebelin und Gerd Bucerius und dem Stifterverband für die Deutsche Wissenschaft getragene Förderinitiative „Pro Geisteswissenschaften“ setzt hier einen neuen Akzent: Sie soll Forschung in den Grenz- und Überschneidungsbereichen der Fächer unterstützen; dort, wo sie sich neue, schwierige Felder erschließt. Dabei geht es sowohl darum, hoch qualifizierten wissenschaftlichen Nachwuchs in den Geisteswissenschaften zu halten, als auch jenen ein attraktives Angebot zu machen, die bereits einen festen Platz in der Wissenschaft gefunden haben. Die explizit auf die spezifischen Bedürfnisse und Möglichkeiten der geisteswissenschaftlichen Forschung zugeschnittene Initiative wendet sich dabei vorrangig an die Geisteswissenschaften im engeren Sinne, bezieht jedoch andere Disziplinen durchaus ein. Konkret umfasst sie drei Komponenten:

- die *Dilthey-Fellowships* für den hoch qualifizierten wissenschaftlichen Nachwuchs in den Geisteswissenschaften;
- „*opus magnum*“ für herausragende Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler, die ein größeres wissenschaftliches Werk verfassen möchten bei gleichzeitiger Lehrvertretung;
- ein *Veranstaltungsprogramm* „Geisteswissenschaften und Öffentlichkeit“.

Dilthey-Fellowships

Mit den „*Dilthey-Fellowships*“ – benannt nach dem deutschen Philosophen Wilhelm Dilthey (1833 bis 1911) – schließen die beteiligten Stiftungen eine große Lücke in der Förderung des geisteswissenschaftlichen Nachwuchses in Deutschland. Das Angebot überschreitet zum einen gezielt die Fachgrenzen der Geisteswissenschaften und reicht zum anderen wesentlich über bisher übliche Projekt- und Stipendienfristen hinaus. Exzellente junge Forscher können so nach ihrer Promotion Themen bearbeiten, die den Geisteswissenschaften neue Gebiete erschließen und die aufgrund ihrer Komple-

xität oder ihres höheren Risikos längere Planungshorizonte benötigen. Junge, über herkömmliche Grenzen hinaus denkende Wissenschaftler erhalten so die Chance, sich zu führenden Vertretern ihres Wissensgebietes zu entwickeln. Bis zu *zehn Fellowships* vergeben die Stiftungen pro Jahr. Sie schließen neben Personalmitteln auch Sachmittel für Aufwendungen im Zusammenhang mit dem jeweiligen Vorhaben ein. Voraussetzung für eine Förderung ist, dass die Vorhaben in eine deutsche Hochschule oder außeruniversitäre Forschungseinrichtung eingebunden sind. Eine Altersgrenze besteht nicht, allerdings sollte die Promotion nicht länger als fünf Jahre zurückliegen. Die Wissenschaftler werden zunächst für fünf Jahre gefördert. Nach einer positiven Evaluation ist eine Verlängerung um drei – plus gegebenenfalls weitere zwei – Jahre möglich. Neben der reinen Forschungstätigkeit sollten sich die Fellows an der Lehre beteiligen und nach Möglichkeit über weitere Drittmittel Doktoranden in ihre Arbeit einbinden. Das Auswahlverfahren verläuft in zwei Stufen: Aus den schriftlichen Anträgen wird auf der Grundlage vergleichender Fachbegutachtung zunächst eine Vorauswahl getroffen. Anschließend erhalten diese Bewerber die Möglichkeit, ihr Vorhaben persönlich zu präsentieren. Die endgültige Entscheidung über die Förderung trifft ein Steering Committee aus Vertretern der beteiligten Stiftungen.

Bewerbungsschluss für die jährliche Ausschreibung ist jeweils der 31. August.

„opus magnum“

Geisteswissenschaftlern fehlt oft die Zeit, parallel zur alltäglichen Arbeit in Forschung, Lehre und Verwaltung „das große Werk“ zu verfassen. Gerade in diesen Fächern ist die Monografie aber noch immer die Publikationsform, die – zumeist – die wissenschaftliche Entwicklung am nachhaltigsten voranbringt. An dieser Stelle greift die Förderkomponente „opus magnum“, zweiter Baustein der Initiative „Pro Geisteswissenschaften“. Forscherinnen und Forscher, die sich durch herausragende Arbeiten ausgewiesen haben, können sich für einen Zeitraum von sechs Monaten bis zu zwei Jahren von ihren sonstigen Aufgaben freistellen lassen, um sich auf die Abfassung eines größeren, möglichst originellen wissenschaftlichen Werks zu konzentrieren. Von den beteiligten Stiftungen werden dabei die Kosten für die Lehrvertretung getragen. Darüber hinaus stellen sie eine Sachmittelpauschale zur Verfügung. Voraussetzung für eine Förderung ist, dass die betreffenden Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler unter Fortzahlung ihrer Dienstbezüge freigestellt oder beurlaubt werden – und dass eine Lehrvertretung aus dem wissenschaftlichen Nachwuchs bereitsteht. Die Freistellung muss zuzätzlich erfolgen und darf bei der Bemessung regulärer Freisemester nicht

angerechnet werden. Als Lehrvertretung sollen nur entsprechend qualifizierte Wissenschaftler zum Einsatz kommen, die noch nicht über eine feste Stelle verfügen. Insofern trägt „opus magnum“ gleichzeitig zur Unterstützung des wissenschaftlichen Nachwuchses bei. Die Stiftungen fördern in diesem Segment bis zu zehn Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler pro Jahr. Die Bewerber werden auf der Grundlage ihrer schriftlichen Anträge ausgewählt. Die endgültige Entscheidung über die Förderung trifft ein Steering Committee aus Vertretern der beteiligten Stiftungen auf der Basis einer vergleichenden Fachbegutachtung.

Bewerbungsschluss für die jährliche Ausschreibung ist jeweils der 30. September.

Veranstaltungsprogramm

Das *Veranstaltungsprogramm „Geisteswissenschaften und Öffentlichkeit“* umfasst die Förderung themenorientierter Veranstaltungen. Sie sollen dazu dienen, Rang und Stellenwert der Geisteswissenschaften einer breiteren Öffentlichkeit zu vermitteln. Gemeinsam mit renommierten Medienpartnern möchten die beteiligten Stiftungen damit ihre Mittlerrolle zwischen Wissenschaft und Gesellschaft wahrnehmen und gegenüber der Politik gerade auch auf Fehlentwicklungen aufmerksam machen. Gefördert werden größere Konferenzen, aber auch kleinere, themenspezifische Workshops und Veranstaltungen. In einem ersten Schritt werden nur Skizzen für entsprechende Veranstaltungen entgegengenommen. Sollten diese überzeugen, fordern die Stiftungen zur Ausarbeitung eines förmlichen Antrags auf. Die in dieser Publikation dokumentierte Eröffnungskonferenz der Initiative mit dem Titel „Erinnern – Verstehen – Vermitteln – Gestalten: Die Geisteswissenschaften in der Wissensgesellschaft“ fand vom 31. Mai bis 1. Juni 2006 in Berlin statt. Neben Workshops gibt es seit Oktober 2006 eine Veranstaltungsreihe mit dem Titel „Zukunft ohne Herkunft? Die Geisteswissenschaften in der Wissensgesellschaft von Morgen“. In diesen „Streitgesprächen“, die im politischen Raum stattfinden, diskutieren bekannte Persönlichkeiten und Nachwuchswissenschaftler gesellschaftliche Herausforderungen für die Geisteswissenschaften: seien es die Auswirkungen der Globalisierung, das Verhältnis zur kulturhistorischen Tradition oder die Rolle der Geisteswissenschaften in Wirtschaft, Politik und Medien.

Hinweise zur Antragstellung

VolkswagenStiftung und Fritz Thyssen Stiftung stehen gemeinsam für alle drei Komponenten der Initiative „Pro Geisteswissenschaften“; bei dem Veranstaltungsprogramm engagieren sich darüber hinaus die ZEIT-Stiftung

Ebelin und Gerd Bucerius sowie der Stifterverband für die Deutsche Wissenschaft. Anträge sollen jeweils sowohl schriftlich auf dem Postweg als auch elektronisch gestellt werden. Informationen zum Bewerbungs- und Auswahlverfahren finden sich im „*Merkblatt für Antragsteller*“ unter www.volkswagenstiftung.de.

Ihre Ansprechpartner

Anträge zu den Dilthey-Fellowships und zu „opus magnum“ sind an die VolkswagenStiftung zu richten. Weitere Fragen im Zusammenhang mit der Förderinitiative „Pro Geisteswissenschaften“ beantworten Ihnen gern:

VolkswagenStiftung

www.volkswagenstiftung.de

Dr. Marcus Beiner (Koordination)

Abteilung Geistes- und Gesellschaftswissenschaften

Telefon: (0511) 83 81-2 89

beiner@volkswagenstiftung.de

Fritz Thyssen Stiftung

www.fritz-thyssen-stiftung.de

Dr. Frank Suder, Vertreter des Vorstandes

Telefon: (02 21) 27 74 96-0

fts@fritz-thyssen-stiftung.de

Anträge zu Workshops sind an den *Stifterverband für die Deutsche Wissenschaft* zu richten. Für weitere Fragen zum Veranstaltungsprogramm stehen Ihnen darüber hinaus die folgenden Ansprechpartner zur Verfügung:

ZEIT-Stiftung Ebelin und Gerd Bucerius

www.zeit-stiftung.de

Dr. Ingmar Ahl

Team Wissenschaft und Forschung

Telefon: (0 40) 41 33 69 01

ahl@zeit-stiftung.de

Stifterverband für die Deutsche Wissenschaft

www.stifterverband.de

Dr. Heinz-Rudi Spiegel

Internationale Wissenschaftsbeziehungen und Unternehmensstiftungen

Telefon: (02 01) 84 01-115

heinz-rudi.spiegel@stifterverband.de

„PRO GEISTESWISSENSCHAFTEN“ wird getragen von:

Fritz Thyssen Stiftung

Die Fritz Thyssen Stiftung ist die erste große private wissenschaftsfördernde Einzelstiftung, die nach dem Zweiten Weltkrieg in der Bundesrepublik Deutschland errichtet wurde. Ihr Zweck ist die Förderung der Wissenschaft an wissenschaftlichen Hochschulen und Forschungsstätten, unter besonderer Berücksichtigung des wissenschaftlichen Nachwuchses. Dem Anliegen der Stifterinnen entsprechend liegt das Schwergewicht ihrer Fördertätigkeit auf der Unterstützung von Forschungsvorhaben im Bereich der Geisteswissenschaften und der Biomedizin.

VolkswagenStiftung

Die VolkswagenStiftung wurde 1961 von der Bundesrepublik Deutschland und dem Land Niedersachsen als rechtsfähige private Stiftung zur Förderung von Wissenschaft und Technik in Forschung und Lehre gegründet. Mit einem Stiftungskapital von derzeit rund 2,4 Mrd. Euro ist sie wirtschaftlich autark und in ihren Entscheidungen autonom. Sie kann Mittel für alle wissenschaftlichen Bereiche zur Verfügung stellen und hat seit ihrem Arbeitsbeginn 1962 über 3,2 Mrd. Euro für mehr als 28.000 Projekte bewilligt.

ZEIT-Stiftung Ebelin und Gerd Bucerius

Die Initiativen und Förderaktivitäten der ZEIT-Stiftung Ebelin und Gerd Bucerius richten sich auf Wissenschaft und Bildung sowie auf Kunst und Kultur. Beredete Einmischung, eine streitbare Haltung und aktives bürgerschaftliches Engagement kennzeichneten Gerd Bucerius, den Politiker, Verleger und Publizisten, und haben die von ihm mitbegründete Wochenzeitung DIE ZEIT geprägt. In dieser Tradition sieht sich auch die 1971 von ihm gegründete Stiftung, die seinen und den Namen seiner Frau trägt.

Stifterverband für die Deutsche Wissenschaft

Der Stifterverband für die Deutsche Wissenschaft ist eine Gemeinschaftsaktion der Wirtschaft. In ihm haben sich rund 3.000 Unternehmen, Unternehmensverbände und Privatpersonen zusammengeschlossen, um Wissenschaft, Forschung und Bildung voranzubringen. Ziel der Arbeit ist es, strukturelle Probleme im Hochschul- und Wissenschaftsbereich zu erkennen und Programme zu entwickeln sowie Initiativen zu fördern, die exemplarisch zu deren Lösung beitragen sollen. Der Stifterverband finanziert seine Förderprogramme ausschließlich über gemeinnützige Spenden seiner Mitglieder und Förderer.

Worin bestehen die Aufgaben der Geisteswissenschaften? Sind Erinnern, Verstehen, Vermitteln, Gestalten nicht großenteils Leistungen, die sich auch mit dem Alltagswissen des informierten Zeitungslesers erbringen lassen? Wozu bedarf es dann noch der Professionalität der Geisteswissenschaften?

Im ersten Teil dieser Publikation der Initiative *Pro Geisteswissenschaften* unternehmen Wissenschaftler unterschiedlichster Provenienz den Versuch einer Positionierung einzelner Disziplinen.

Der zweite Teil widmet sich der Frage nach den klassischen Aufgabenbestimmungen der Geisteswissenschaften angesichts sich wandelnder politischer, gesellschaftlicher und ökonomischer Rahmenbedingungen: Welche Bedeutung haben die neuen Medien für die geisteswissenschaftliche Praxis? Wo liegen Gestaltungsoptionen für die „großen“, wo die Überlebenschancen für die „kleinen“ Fächer?